



Berlin, den 25. Juli 1898.

Cid Hobson.

Vor ein paar Wochen, als über das Weltmeer die Kunde kam, der spanische Admiral Cervera habe mit seinem Geschwader den schützenden Hafen Santiagos erreicht, stimmten die Spanierfreunde im Deutschen Reich ein Jubellied an. Es giebt im Deutschen Reich nämlich Spanierfreunde, leider sehr viele sogar, und ihre Zahl ist Legion geworden, seit die verhaßten Yankee sich, ohne Europa zu fragen, erfrecht haben, den heldischen Söhnen Kastiliens den Krieg zu erklären. Warum die Yankee den Deutschen verhaßt, die Spanier ihnen ans Herz gewachsen sind? Das ist nicht ganz leicht zu erklären. Die dumpfe Furcht, die heute die Allbeherrscherin Industrie vor der amerikanischen Konkurrenz empfindet, ist an diesem Vorurtheil sicher nicht schuldlos; aber die großen berliner Banken, deren Macht doch auch nicht gering ist, sind zum beträchtlichen Theil auf die Geschäfte mit den Vereinigten Staaten angewiesen und pflegen in der Ausbeutung ihrer Einflußsphäre nicht gerade jungfernhast schüchtern zu sein. Wenn es ihrem Herrengebot nicht gelingen konnte, aus den deutschen Centralen für öffentliche Meinung den Strom in das Lager der Amerikaner zu leiten, dann müssen andere, verborgene Kräfte ihrem Willen den Weg versperrt haben. Solche Kräfte hausen meist unterhalb der Bewußtseinschwelle, im Lande der Vorstellungen, der Heimath aller Romantik; da wirken sie sacht, von da brechen sie in Entscheidungsstunden plötzlich hervor. Unzählige Eindrücke, die nicht kontrolirt werden und keine Prüfung ertragen würden, verdichten in einem Volksempfinden sich zu einem Wahn, der das assoziative Wirken der Gehirncentren hemmt. Der heute mannbare Deutsche hat von Kindesbeinen an oft gehört, daß

der Spanier ein tugendsamer Held ist, der würdige Erbe alter Ritterlehre, und er hat in dem Bürger der Vereinigten Staaten den gewissenlosen, nur auf schnöden Profit bedachten Geschäftsmann sehen gelernt. Kann, wenn er die in Schleuderfabriken schnell hingepinselten Bilder der beiden Völker vergleicht, sein Urtheil zweifelhaft sein? Dort ein stolzer, vom gespanntesten Ehrbegriff in allen Fibern beherrschter Don, dem unter dem Federhut die dunklen Augen in heldischem Feuer glühen, dessen feine und doch sehnige Rechte den Schnurrbart fest in die Höhe zwirbelt, während die Linke den faltigen Mantel um das verschliffene Prunkwams des armen Ritters schlägt, — vom Scheitel bis zur Sohle ein vornehmer Caballero, ein sieghaft strahlender Ueberwinder im blutigen Feld und im stillen, duftenden Mädchengemach. Hier der hagere Bruder Jonathan mit der langen Raubvogelnafe, dem grauen Philistercylinder und dem spigen Ziegenbart der geprellten Märchenschneider, — ein alter, kalter, nüchternen Geselle, der, wonnig grinsend, von früh bis spät seine Dollarstücke zählt, nichts im Sinn hat als sein Geschäft und Ruhm und Liebe nur kaufen kann. Der Betrachter wird zwischen Sympathie und Antipathie nicht lange zaudern: sein Auge weilt liebend auf der Hochgestalt des Helden alter Romanzen; und wenn er von Don Quixote und Don Juan, als im Grunde doch unpraktischen Leuten, nichts wissen mag, streichelt er zärtlich wenigstens die stattliche Fresserbäuche straff unspannenden Gewänder der Sancho Pansa und Leporello, die besser in unsere Alltagswelt passen würden. Auch hat er allerlei Wunderbares von Valencia, Sevilla und der Alhambra gehört, von ragenden Kathedralen, herrlichen Resten maurischer Kultur, von Guitarrenklängen, denen in hellen Nächten holde Frauen auf den Balkonen lauschen, und von dem die Sinne aufrüttelnden Gliederspiel schöner Gitanen, deren tolle Tanzlust, wie ein Wirklichkeit gewordener Dämonenspuß, mit ihren Wirbeln das Staunen des Fremden weckt. Solche Reize hat das Yankeeeland der Phantasie nicht zu bieten: da ist Alles neu, Alles frisch lackirt, für den praktischen Gebrauch eingerichtet und auf den harten Ton des Zauberwortes business gestimmt; da versperrt das dichte Gesträhn des Telegraphen- und Telephonnetzes sogar den Himmel dem sehnenenden Blick, Maschinenlärm ärgert von allen Seiten das überreizte Ohr, elektrische Bahnen rasseln heran, Dampfpfeifen durchgellen bei Tag und bei Nacht die qualmige Luft und selbst in die hastige Frömmigkeit, deren Pflichten zwischen zwei Geschäftsablässen schnell erledigt werden, drängt sich kein mystischer Schauer. . . Diese Bilder sind freilich von Pfuschern, die man heutzutage gern Idealisten nennt, gemalt;

wer das Empfinden ganzer Volkheiten enträthseln will, Der muß aber stets mit der Kinderstubenpsychologie rechnen, die, wie es leider scheint, nur an solchen Binseligen Gefallen findet. Der Durchschnittsdeutsche, der immer nur von der eklen Korruption, dem Dollarkult und der gemeinen Würdelosigkeit des amerikanischen Lebens vernommen hat, mußte, auch wenn der Haß gegen den Industriekonkurrenten nicht seinem Willen die Richtung wies, im Bann anerzogener Vorstellungen blind für die edlen Kastilianer Partei ergreifen. Zwar haben die Spanier, die skrupellosesten und tüchtigsten Raubritter unter den Romanen, uns in neuerer Zeit nur Unannehmlichkeiten bereitet; zwar wäre es Wahnsinn, in unserer heute mehr als seit dreißig Jahren gefährdeten politischen Lage uns zu allen übrigen Antipathien auch in Nordamerika noch, bei einem aufsteigenden, den Germanen verwandten Volk leichtfertig Groll zu züchten, — einerlei: die Spanierfreunde stimmten aus voller Kehle ein Jubellied an, als über das Weltmeer die Kunde kam, der Admirante Cervera habe mit seinem Geschwader den schützenden Hafen Santiagos erreicht. Diese Heldenthat, hieß es in den Zeitungen, reißt sich würdig dem kühnen Vollbringen des Don José de Palafox an, der Saragossa einst gegen die Franzosen verteidigte, würdig den Waffenvundern, die vor den spanischen Schlössern der Mythenage der Cid Campeador wirkte. Und als man gar hörte, es sei den Spaniern gelungen, ein amerikanisches Kriegsschiff, den „Merrimac“, in den Grund zu bohren, da schien mit einem Schlage der Krieg entschieden. Niemand dachte erst lange der Frage nach, ob den Yankee's wirklich die Dummheit zuzutrauen sei, ein Kriegsschiff mit einer Besatzung von sieben Mann vor den Feind zu senden: die Spanier telegraphirten ihren Triumph in die Welt hinaus, sie feierten Freudenfeste, — und dieses Rittervolk hat, wie jeder Stammtischgast weiß, nie Lügen gelernt. Die Antillenperle schien ihren Besitzern gesichert und von der guten Stadt Santiago, die Held Cervera mit seiner Flotte nun dem Angriff des Gegners sperrte, klang durch Europa das Lied, wie von Zamora einst in den alten Romanzen vom Cid:

Wohlgeschützt auf steil gehauenen
Felsen liegt die starke Stadt,
Gut versehen mit harten Mauern,
Die zahlreiche Thürme tragen.
Wundernswerth ist sie befestigt:
Nicht genügen, sie zu nehmen,
Alle Krieger dieser Welt.

* * *

Es ist anders gekommen; und die frechen Spanierlügen, neben denen

selbst die berüchtigten Kriegsschauplatzdepeschen der Leporello-Tochter Eugenie Montijo wie harmlose Späße erscheinen, konnten auf ihren kurzen Weinen nur kümmerlich hinter den Ereignissen herkeuchen. Der große Seeheld Cervera hatte, als er den Kurs nach Santiago nahm, keinen Befreiungsplan, sondern suchte in der Kohlennoth geschwind den nächsten bergenden Hafen. Der „Merrimac“ wurde nicht von den kastilischen Mittern, sondern von den Amerikanern in den Grund gebohrt und sein Brack sperrte die Hafenausfahrt, bis die Yankee-Flotte in ausreichender Stärke vor Santiago versammelt war. Die angeblich wundernswürth befestigte Stadt erwies sich als zu jedem ernstern Widerstande unfähig; ihre Festungsbatterien vermochten den Belagerern keinen Schaden zu thun und sie wurde, als Cerveras zum Kampf untüchtiges Geschwader bei dem thörichtesten Fluchtversuch, den die moderne Kriegsgeschichte kennt, vernichtet worden war, durch Hunger und Dynamitkugeln mühelos und ohne Opfer des Angreiferheeres zur Uebergabe gezwungen. Auf den Mauerthürmen von Santiago flattert das Sternenbanner im Seewind; und Sanct Jakobus, der von der Legende zum Schutzpatron Spaniens geweihte Sohn des Zebedäus, wird am fünfundzwanzigsten Juli, seinem Kalendertage, statt der Kastilierhymne entsetzt den Yankee-doodle oder das Starspangled banner-Lied hören und sehnend der fernern Zeit denken, da Donna Urraca den Eid am Altar Santiagos zu heiligem Ritterthum waffnete. Diese Zeit ist dahin und wird, wenn Menschenvorausicht nicht völlig trägt, Rodrigos hochmüthigen und entarteten Söhnen nie wiederkehren. Man brauchte sich mit Spanien und spanischer Kolonialpolitik nicht einmal besonders eifrig beschäftigt zu haben, um schon vor dem Ausbruch des Krieges zu wissen, wie ruchlos diese arbeitsscheuen Ventemacher auf den Antillen und Philippinen gehaust hatten und wie morsch die Grundmauer ihrer Herrschaft mählich geworden war. Der spanische Kolonialbeamte kennt nur einen Gedanken: möglichst schnell möglichst große Summen zusammenzuraffen, — durch Erpressung, Betrug und jede Art arger List. Auf diesem Schleichwege ist es dem als Henker Kubas berühmten General Wehler, der seine Räuberlaufbahn als Generalgouverneur von Manila begann, gelungen, in drei Jahren ungefähr zwölf Millionen Francs zu erwerben, obwohl er nur ein Jahresgehalt von 200 000 Francs bezog und, als höchster Vertreter des Mutterreiches, für Repräsentation und Wohlthätigkeit beträchtliche Aufwendungen machen mußte. Und dieses schlimme Beispiel ist nicht etwa vereinzelt: mit den Großen stehlen die Kleinen um die Wette, in der Heimath wie in der Fremde, und die im Namen der rathlos und schwächlich zwischen den korrumpirten

Parteien einhertaumelnden Königin beherrschten Völker haben nur die Aufgabe, die leeren Taschen der junkerlichen Konquistadoren zu füllen. Zum Dank dafür werden sie barbarisch bedrückt, von gemästeten Pfaffen in dumpfer Unwissenheit und Willenlosigkeit erhalten, an Feiertagen mit Stiergefechten und Hahnenkämpfen gefüttert und beim leisesten Versuch eines Widerstandes, selbst eines ganz legalen, in Massen grausam gefoltert und niedergemetzelt. Für die Kultur der Länder, für die Hebung des Wirthschaftsniveaus und des Volksunterrichtes, geschieht nicht das Allgeringste; die Spanier haben, seit Columbus im Oktober 1492 Kuba entdeckte, in ihren Kolonien immer nur Gold gesucht, rasch aus dem Boden zu zerrendes Gold, und nur da sich heimisch gefühlt, wo Raubbau zu treiben und von den Eingeborenen Geld zu erpressen war. Sollen die stolzen Hidalgos sich etwa gar um die Wohlfahrt der Völker bekümmern? Plectuntur Achivi: wenn den Herrschenden Beute winkt, mögen die andalusischen Bauernsöhne auf den Antillen oder im Tagalenslande auf der Schlachtbank oder in Fieberkrämpfen verroteln, — so ist es die Ordnung, so will es das Recht. Und so denken nicht nur die Leute vom Schlage des wüsten Banditen Weyler, nein: diese Vorstellung beherrscht den Sinn der Sagasta, Gamazo und ihrer Schandgenossen. Sonst wäre der wahnwitzige, vom ersten Augenblick an aussichtslose Krieg nicht begonnen, das unsühnbare Verbrechen am längst schon fränkenden Körper des spanischen Volkes nicht begangen worden. Lug und Trug und alle Gaunerkniffe schlechter Regenten sollten zum Siege helfen: doch alle versagten; und gerade der Krieg, der mit dem Ruin des Volkswohlstandes die Herrschaft der Schattendynastie und der privilegirten Ausbeuter erkaufen sollte, ließ, da er nun auch die Verrottung der Wehreinrichtungen, die Unbrauchbarkeit der Schiffe und Geschütze und die Untüchtigkeit der Führer, grausam enthüllte, selbst den blödesten Blick erkennen, wie weit der Verfall des Kastilianerreiches schon gediehen ist. Die Fallenden aber will, wie Barathustra, auch der Christengott und sein Apostel Santiago nicht halten: sie gleiten auf glatter Bahn dem Abgrunde zu und keine Thräne folgt ihnen ins feuchte Grab. . . Wie in den Romanzen vom Eid einst der greise Maurenprophet über Valencias verwüstete Auen den Weheruf sprach, so klingt vom Guadalaviar bis zum Bottinischen Busen und höher hinauf bis an Europens nördlichste Spitze heute das Klagegedicht von Spaniens verfunkenen Herrlichkeit:

Deine Brunnen, Deine Quellen
Sind schon alle ganz versiegt;
Deine üpp'gen grünen Gärten
Wollen Niemand mehr ergehen,

Denn die Wurzeln ihrer Kräuter
 Haben Thiere abgenagt.
 Jene hochgepriesne Wohlfahrt
 Deines Strandes, Deines Meeres
 Ist verkehrt zu Schand' und Schaden,
 Schlecht nur kann es Dir noch nützen! . . .
 Also schwer ist ja Dein Leiden,
 Deine Krankheit also groß,
 Daß die Menschen dram verzweifeln,
 Heilung je Dir zu verschaffen.

* * *

Mit den Romanzen ist auch die Romantik verklungen und ihre Wunderweisen schmeichelt uns keine Sehnsucht der schlechten Europäer zurück, die den Muth zu einer neuen Weltanschauung noch immer nicht finden können. Ist es denn wirklich so schwer, sich an die prunkloseren Formen modernen Heldenthumes zu gewöhnen, so schwer, zu glauben, daß auch ohne rasselnde Ritterrüstung heldischer Sinn in der Menschheit möglich ist? Die von deutschen Pressstrategen verhöhnten Yankee haben den Krieg bisher mit meisterlicher Klugheit und bewundernswerther Tapferkeit geführt, so klug und zäh, wie eine Weltfirma ihre Geschäfte besorgt, und der Präsident Mac Kinley, der in seiner Schreibstube die Pläne entwarf und, ohne den Feind und das Gefechtsfeld zu kennen, den Willen der Admirale und Heerführer lenkte, braucht vor dem alten Carnot und unserem Nolte nicht in Scham zu erbleichen. Dennoch erscheint nicht er als die repräsentative Gestalt dieses merkwürdigsten und modernsten aller Kriege unseres Jahrhunderts. Was wir staunend eben erlebt haben, war ein Triumph der in der Demokratie erwachsenen Technik über feudalen Verfall; und der Siegergeist verkörpert sich dem Betrachter in dem bartlosen Schiffslieutenant Hobson, der in der Schicksalsstunde den Muth zu dem Entschluß fand, den „Merrimac“ in den Meeresgrund zu versenken, der mit diesem klug errechneten Kunststück das einzige Loch stopfte, durch das Held Cervera entwichen konnte, und so mit einem Handgriff ein ganzes Geschwader für Wochen mindestens aus der Schlachtordnung strich. Der Entschluß war nicht leicht: das Leben des tollkühnen Technikers stand auf dem Spiel, und wenn ein Knopf dem Druck des Fingers versagte, hatte der ruhmlos ins Schlamgrab Gesunkene zum Schaden auch noch den Spott. So sehen die modernen Helden aus, die nun ihre erste Kriegerprobe sieghaft bestanden haben: sie tragen keinen Federhut, keine Ritterstiefel und keinen wallenden Caballeromantel, aber sie sind wirklich, nicht nur, wie Lassalle, in ihrem Wahn, mit der Bildung des Jahr-

hundreds gewappnet; die Kinderstudenpsychologie merkt an ihrem nüchternen Wesen keinen Heroenzug, aber die Brunklosen sind berufen, im Kampf um das Dasein in der modernen Welt mündigen Völkern die Wege zu bahnen. Weil sie solche Helden in ihren Reihen hatten, weil Jeder an seinem Platz stand und, was er leisten sollte, auch konnte, weil Jeder fühlte, daß sich in Sieg oder Niederlage auch sein persönliches Schicksal, nicht nur das einer herrschenden Klasse, entschied: deshalb krönte das Kriegsglück die Jankees und Jonathans hocksbärtiges Haupt schmückt heute der Siegerkranz.

Nicht Glockengeläut und Völlerfaluat begrüßte die Siegesbotschaft und keine pathetische Rede stieg vom Kapitol zu Washington in die sommerlich leuchtenden Lüfte empor: die Dampfspeifen gellten, wie am Werkeltage, nur bunter noch, greller und froher, und kleine Sternensfähnchen winkten vom Verdeck der elektrischen Bahnwagen und Automobilen den geschäftig der business Nachjagenden festlichen Gruß herab. War der Sieg kündende Pfeifenton nicht über den Ozean zu hören? Ist der deutsche Geist etwa schon so gealtert, daß er vom Greisenvorurtheil gegen alles Neue versucht werden konnte und nur für niedergehende Völker noch, für Buren, Türken und Spanier, sich zu erwärmen vermag? Es ist begreiflich, daß Mancher sorgenvoll der Frage nachdenkt, was aus der deutschen Zuckerproduktion werden soll, wenn Kuba von amerikanischen Kapitalisten klug bewirthschaftet und bald in den Stand gesetzt sein wird, den Zuckerbedarf der ganzen Erde zu decken, begreiflich, daß die steigende Macht der Vereinigten Staaten manchen Fabrikherrn zu trüber Ahnung stimmt. Doch über ein weltgeschichtliches Ereigniß helfen solche Angstermägungen nicht hinweg, — und als ein weltgeschichtliches Ereigniß von kaum zu überschätzender Bedeutung sollte der Deutsche den Ausgang des Krieges erkennen lernen, der mit blutig rothen Flammenzeichen gezeigt hat, was selbst ein Händlervolk, wenn es die Technik in seinen Dienst zu zwingen vermochte und den Muth seiner eigenen Weltanschauung hat, auf dem Feld alten Ritterruhmes leisten kann. Keine Täuschung ist möglich: die neue Welt hat, als der Lieutenant Hobson der Flotte Cerveras das Fluchtloch verstopfte, die alte besiegt. Und statt im Trauermantel der Romanzenzeit dem SidCampeador nachzuseufzen, sollten wir in rüstiger Arbeit lieber den Boden bereiten, auf dem die modernen Helden wachsen und, wenn eines nicht fernem Tages die Stunde schlägt, die Retter aus feudalem Verfall werden können.



Vergleichende Mythologie.*)

Ich habe lange geschwankt, ob ich die beiden Bände über die Wissenschaft der Mythologie veröffentlichen sollte. Es that mir allerdings leid, diese Lücke in meinem Lebenswerk lassen zu müssen, wie ich es vor vielen Jahren geplant hatte, nämlich, einen — wenn auch unvollkommenen — Grundriß der vier Wissenschaften der Sprache, der Mythologie, der Religion und des Denkens zu geben, wie sie sich aus einander in natürlicher Folge entwickeln und wie sie das ganze Gebiet der Thätigkeit des menschlichen Geistes von der frühesten uns erreichbaren Zeit bis auf den heutigen Tag umfassen.

Es giebt nichts Aelteres in der Welt als die Sprache. Die Geschichte des Menschen beginnt nicht mit rohen Steinwerkzeugen, Felsentempeln oder Pyramiden, sondern mit der Sprache. Die zweite Stufe repräsentiren die Mythen, als die ersten Versuche, die Erscheinungen der Natur in Gedanken umzusetzen. Die dritte Stufe ist die der Religion oder der Erkenntniß sittlicher Mächte und schließlich einer sittlichen Macht hinter und über aller Natur. Die vierte und letzte ist die Philosophie oder eine Kritik der Denkräfte in ihrem legitimen Wirken auf die Data der Erfahrung.

Ich habe von Zeit zu Zeit ziemlich klar angedeutet, wie meiner Ansicht nach das Studium der Wissenschaft der Mythologie betrieben werden müsse; allein ich fand zu meinem Bedauern, daß mir Zeit und Kraft fehlte, um für sie das Selbe zu thun, was mir für die drei anderen Wissenschaften zu thun vergönnt gewesen: in übersichtlicher Form zu sammeln, was ich an verschiedenen Orten gesagt hatte und was ich noch zu sagen wünschte. Wir Alle müssen einmal lernen, daß die Zeit für uns gekommen ist, wo wir uns zurückziehen und jüngeren und kräftigeren Arbeitern Platz machen müssen. Und wahrlich, es fehlt nicht an jungen Gelehrten, die, wenn sie es irgendwie für nothwendig hielten, durchaus willig und fähig sein würden, die alte Festung der vergleichenden Mythologie zu vertheidigen, und die Das unerschrodener und wirksamer thun würden, als ein alter Soldat von nun bald fünfundsiebenzig Jahren es je hoffen kann.

Als man mir aber so nachdrücklich zu verstehen gab, daß ich als Vertheidiger der mythologischen Orthodoxie „jetzt ganz allein stände, ein armer

*) Im Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheinen jetzt die „Ausgewählten Werke“ von F. Max Müller („Essays“, „Gifford-Vorlesungen“, „Wissenschaft der Sprache“, „Indien“, „Einleitung in die Religionswissenschaft“). In diesem Lebenswerk des berühmten Orientalisten dürfen natürlich auch die „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ nicht fehlen; aus dem Vorwort, das Max Müller dem ersten Bande dieses werthvollen Werkes — es wird im August erscheinen — mit auf den Weg gegeben hat, wird hier ein Fragment mitgetheilt.

Athanasius contra mundum“, daß alle meine Anhänger und Unterstützer mich im Stich gelassen hätten und „daß die Zahl meiner siegreichen Gegner eine ganze Legion wäre“, da fühlte ich, daß Dies wirklich eine persönliche Herausforderung sei und daß ich, wenn möglich, noch einmal selbst das Wort ergreifen müsse, wenn auch nur, um zu zeigen, daß derartige Behauptungen nicht nur jeder Grundlage entbehrten, sondern sogar im schärfsten Gegensatz zu den Thatfachen ständen, wenigstens so weit sie mir selbst bekannt sind. Es ist leicht, solche Behauptungen in einer Reihe von Tageblättern aufzustellen, aber dadurch werden sie noch nicht zu Wahrheiten. Wenn, wie es bisweilen der Fall ist, der selbe Kritiker im Redaktionsbureau mehr als einer Zeitung oder Zeitschrift thätig ist und jeden Tag, jede Woche oder jeden Monat so und so viel „Manuskript“ zu liefern hat, so kann es vorkommen, daß die gebrochenen Strahlen eines einzigen glänzenden Sternes den blendenden Eindruck vieler unabhängigen Lichter hervorrufen. In der letzten Zeit haben wir wirklich eine ganze Milchstraße solcher lichtsprühenden Artikel über vergleichende Mythologie und Folklore zu sehen bekommen, so daß schließlich selbst die Leute, die unserer Wissenschaft abhold sind, ihr Niffallen an dem „journalistischen Nebel“ bekundet haben, der auf diese Weise geschaffen ist und der die wahren Probleme der Wissenschaft der Mythologie ganz zu verdunkeln droht. Ich bezweifle nicht, daß der oder die Verfasser dieser Artikel völlig von ihrer Richtigkeit überzeugt sind; aber, obwohl sie, wie gewöhnlich, an die aufgeklärte Meinung des großen Publikums appelliren, glaube ich doch, daß sie auch das Urtheil echter Gelehrter und Männer vom Fach als nicht gänzlich werthlos und ihrer Beachtung unwürdig betrachten werden. Mit den folgenden Bemerkungen will ich mich nicht selbst vertheidigen, obgleich ich nur zu oft, wenn nicht als der wirkliche Begründer, so doch jedenfalls als der einzige noch übrig bleibende Vertheidiger einer wissenschaftlichen Mythologie hingestellt werde. Ich kann daher mit um so größerer Freiheit reden, ohne fürchten zu müssen, als egoistisch zu gelten. Ich führe meine Sache pro domo, aber nicht für mich selbst. Forscher kommen und gehen und werden vergessen, aber der Weg, den sie gebahnt haben, bleibt offen; andere Forscher folgen ihren Fußstapfen; und wenn auch Einzelne unter ihnen ihre Schritte zurücklenken, so herrscht im Ganzen doch Fortschritt. Diese Ueberzeugung ist unser schönster Lohn. Sie giebt uns an unserer Arbeit jene wahre Freude, die bloß persönliche Motive nie gewähren können.

Da man so viele Namen angeführt hat, um zu zeigen, daß die vergleichende Mythologie tot sei, so wage ich es zunächst, ein paar Namen anzuführen, aber Namen von Fachmännern, die werthvolle Dienste beim Ausbau der vergleichenden Mythologie in den Hauptländern Europas geleistet haben. Beginnen wir mit Italien.

Was wird Herr Andrew Lang sagen, wenn er die Worte Canizzaros in seinem Werke „*Genesi ed Evoluzione del Mito*“ liest: „*Degli avversari il Lang ha ceduto le armi*“?

Sehen wir zunächst weiter nach Holland. Professor Tiele, den man thatsächlich als einen Verbündeten der siegreichen Armee beansprucht hat, erklärt: „*Je dois m'élever, au nom de la science mythologique et de l'exactitude . . . contre une méthode qui ne fait que glisser sur des problèmes de première importance.*“ Ferner: *Ces braves gens qui, pour peu qu'ils aient lu un ou deux livres de mythologie et d'anthropologie, et un ou deux récits de voyages, ne manqueront pas de se mettre à comparer à tort et à travers, et pour tout résultat produiront la confusion.*“

In Deutschland hat ohne Zweifel die „veraltete“ oder „abgethane“ Schule der vergleichenden Mythologie die größte Zahl von Anhängern, obgleich sie dort auch ein paar sehr entschiedene Gegner gefunden hat. Allein, wenn wir Professor Brugmann als einen würdigen Vertreter der neuen Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft betrachten dürfen, so finden wir, daß er im allerersten Satz seiner vergleichenden Grammatik die indogermanische Mythologie neben der indogermanischen Grammatik als die beiden integrierenden Theile der indogermanischen Philologie hinstellt, die er als die Wissenschaft definiert, die das Studium der Kulturentwicklung der indogermanischen Völker von den Zeiten ihres ursprünglichen Zusammenwohnens bis auf unsere Zeiten hinab zum Gegenstande hat.

Wenden wir uns nach Amerika. Keiner wird dem Präsidenten der Folklore Society, Mr. Horatio Hale, die Befähigung absprechen, als Wortführer und vertrauenswürdiger Richter in dieser Sache aufzutreten. Er giebt allerdings zu, daß sich in letzter Zeit die ethnologische Schule größerer Popularität erfreut hat als die linguistische Schule der vergleichenden Mythologie; aber wie erklärt er Das? „*Die geduldige Arbeit und unausgesetzte geistige Anstrengung, die erforderlich ist, um in die Geheimnisse einer fremden Sprache einzudringen und sich eine Kenntniß zu erwerben, die tief genug ist, um die Mittel zur Bestimmung der geistigen Veranlagung des Volkes, das sie spricht, zu gewähren, sie sind so mühevoll, daß nur sehr wenige Männer der Wissenschaft sich bereit gefunden haben, sich ihnen zu unterziehen.*“ Sicherlich läßt sich Das nicht von Horatio Hale selbst behaupten.

Eben so energische Proteste haben in Frankreich Männer wie Michel Bréal und A. Barth, Beide Mitglieder des Französischen Institutes, und Victor Henry, Professor an der Sorbonne, erhoben. Als eine Antwort auf die oft wiederholte Nachricht von dem vorzeitigen Tode und feierlichen Leichenbegängniß der vergleichenden Mythologie schreibt Professor Victor Henry:

„Mais si l'on vous dit que l'école adverse est morte, n'en croyez rien. Si elle n'était pas bien vivante, on ne la tuerait pas tous les jours.“ Was H. Barth betrifft, der ebenfalls als einer meiner vielen Vernichter angeführt worden ist, während ich ihn stets als einen der ehrlichsten und liebenswürdigsten unter meinen Kritikern betrachtet hatte, so tadelt er mich allerdings wegen meiner etwas ablehnenden Stellung zu der Theorie eines primitiven Fetischismus . . . Ich verstehe vollkommen, was er meint, aber ich bezweifle, ob er sich völlig bewußt ist, wie viel Unheil jene leichte Brücke über alle Schwierigkeiten der Mythologie angerichtet hat, die aus Fetischismus, Totemismus u. s. w. konstruirt ist, und wie hindernd sie der Vollendung eines festeren und solideren Bogens über den Abgrund, den die Wissenschaft der Mythologie zu überbrücken hat, im Wege steht . . .

Ich fürchte, es würde allzu ermüdend wirken, wollte ich einen Gelehrten nach dem anderen citiren, und doch habe ich, da ich jetzt nicht mehr viele Zeitschriften und Zeitungen lese, nur die Schriften der Männer angeführt, die mir ihre Arbeiten übersandt haben, und zweifle nicht, daß mir viele ähnliche Urtheile entgangen sind. Ich ziehe es daher vor, abzuwarten, ob Herr Andrew Lang oder seine Freunde einen einzigen Bedakenner aufweisen können, der nicht überzeugt wäre, daß die Prinzipien der vergleichenden Mythologie, wie sie Bopp, Grimm, Pott und Varnouf niedergelegt und Kuhn, Bensey, Grassmann, Schwarz, Mannhardt, Nishoff, Bréal, Desharnes, Darmesteter, Achelis, Mehlis, Wackernagel, Meyer, Victor Henry, Barth, von Schroeder, Bloomfield, Hopkins, Jay, Ehn, Oldenberg und ich selbst befolgt haben, richtig sind, so schwer es auch sein mag, sie in einer Weise anzuwenden, die allgemeine Zustimmung findet. Wahelich, mit solch einem Rückhalt bin ich noch nicht ganz ein Athanasius contra mundum, obgleich ich, auch wenn ich es wäre, mit Freuden sagen würde: „Omen accipio.“

Es giebt allerdings eine Art von Kritik, die vom größten Nutzen ist und für die ich daher stets sehr dankbar gewesen bin. Kein vergleichender Mythologe kann auf die gleiche Vertraantheit mit allen Sprachen, denen er sein Material entnehmen muß, Anspruch erheben. Wenn daher der klassische Philologe ein Versehen, das sich der Sanskritist oder Assyriologe hat zu Schulden kommen lassen, verbessert, so verdient Das nur dankbare Anerkennung. Allein mit außerordentlicher Kraft ist in der letzten Zeit wieder jene alte klassische Orthodorie aufgeschossen, die in den Tagen Bopps und Potts so üppig wucherte. Es scheint in der That, als ob Diefried Müller und Welcker umsonst geschrieben hätten. Wie früher gewisse Gelehrte die Idee verachteten, daß die griechische und lateinische Grammatik ihr wahres Licht vom Sanskrit empfangen müsse, so entsetzen sie sich jetzt vor dem Gedanken, daß eine griechische Gottheit ihr Urbild im Veda haben könnte. Den Dyaus als Urbild des Zeus

haben sie allerdings hinuntergeschlucken müssen, aber sie geben sich alle Mühe, dem Kronos bei der Behandlung seiner Kinder nachzuahmen. Die Reisten, die die Arbeit der vergleichenden Mythologen getadelt haben, scheinen thatsächlich die wahren Endziele dieser neuen Wissenschaft gar nicht zu kennen. Sie wiederholen beständig, daß für Homer Zeus nicht der Himmel, Apollon nicht die Sonne, Athene nicht die Morgenröthe war. Aber Das hat auch, so viel ich weiß, kein Mensch jemals behauptet. Wir behaupten nichts weiter, als daß das Griechische und das Sanskrit, wie sie eine große Anzahl von Wörtern gemeinsam haben — Wörtern, die sowohl den Lauten wie der Bedeutung nach oft stark von einander abweichen —, so auch die Namen gewisser sogenannter Devas oder Dii gemeinsam hatten, obgleich diese Namen sich änderten und die Charaktere jener Devas bedeutende Umgestaltungen erfuhren. Die klassischen Philologen mußten es als eine Thatsache hinnehmen, daß der Athene des Phidias die mißgestalteten archaischen Statuen der selben Göttin vorausgingen, ja, daß viele der griechischen Götter zuerst durch rohe Steine dargestellt wurden, ohne eine Spur von menschlicher Schönheit. Und doch wissen wir jetzt, daß zwischen diesen ungeschlachten Götzenbildern und den Meisterwerken eines Praxiteles ein unterbrochener Zusammenhang bestand. Warum sträuben sie sich, die selbe Thatsache in der Mythologie anzuerkennen? Gewiß: Tausende von Reisen und Tausende von Gedanken trennen den griechischen Zeus von dem vedischen Dyaus; und doch war die ursprüngliche Vorstellung jener Beiden die selbe. Und diese Lehre, daß eine fortlaufende Kette die ersten rohen und barbarischen Versuche, die erwachenden Vorstellungen von göttlichen Mächten in Holz oder Stein oder Worten auszudrücken, mit den jüngeren Schöpfungen der Dichtung eines Homer und der Kunst eines Phidias verknüpft, war sicherlich des Lernens werth.

Nach Plutarch (Quaest. Rom. LXXVII) waren Einzelne selbst noch zu seiner Zeit der Ansicht, daß Zeus die Sonne und Here der Mond wäre; aber selbst in den vedischen Hymnen werden die Götter nicht mehr mit den Naturerscheinungen, denen sie entsprungen sind, identifizirt. Kein vergleichender Mythologe wird behaupten, daß die griechische Athene die Morgenröthe sei, oder wenn einer es behauptet hat, so hat er damit eben nichts weiter meinen können, als daß ihr Name ursprünglich ein Name der Morgenröthe war, daß sie ihre Existenz der Morgenröthe verdankte und in der Folgezeit allmählich zu einer Göttin des Lichtes und der Weisheit wurde, bei der alle Spuren der Morgenröthe verschwunden sind, so daß nur eine mikroskopische Analyse ihres Namens ihre eigentliche Geburtsstätte enthüllen kann. Wenn klassische Philologen diese einfachen Lehren nicht annehmen wollen, wenn sie glauben, sie könnten uns damit weiter helfen, daß sie einfach sagen, Zeus und Dyaus, Athene und Ahana seien sehr verschieden von einander, so ver-

gessen sie, daß Dies gerade der Punkt ist, von dem wir ausgehen. Der Brahmaputra und der Ganges sind sehr verschieden von einander; die Frage ist nur: kann die geographische Forschung beweisen, daß Beide auf dem selben Breitengrade entspringen? Haben die griechischen Götter überhaupt keine Vergangenheit, keine — rationelle oder irrationelle — Quelle, keine *raison d'être*? Das ist die Frage, die wirkliches Interesse hat, nicht die, ob in einer Vergleichung von Athene und Athana gegen ein gewisses Lautgesetz verstoßen worden ist. Wenn die Geologen einen Ammoniten unter „den ersten Knochen der Zeit“ finden, so wissen sie sofort, daß es nicht ein toter Stein ist, sondern daß seine Rippen und Knorren einstiges Leben und Zweck bedeuten. Eben so weiß der Mythologe, wenn er in den vedischen Hymnen den Namen Dyaus findet, daß Dies nicht ein bloßer toter Laut ist, sondern daß er Vernunft und Zweck in sich schließt. Und wie Geologen, wenn sie in palaeozoischen und mesozoischen Gesteinen nur wenig von einander verschiedene Ammoniten antreffen, überzeugt sind, daß sie alle den selben Ursprung hatten: können da nicht auch die Mythologen, wenn sie in Griechenland den Zeus und in Rom den Jupiter antreffen, versichert sein, daß Dyaus, Zeus und Jupiter das selbe Wort ist und den selben Gedanken ausdrückt, nur mit leichten lokalen Verschiedenheiten in der Aussprache? Man hat gesagt, daß Richard Owen das ganze Skelet eines Thieres zu rekonstruiren vermochte, wenn er nur einen Zahn hatte, mit dem er beginnen konnte; ist es dann so sehr wunderbar, daß ein vergleichender Mythologe im Stande sein sollte, wenn er nur einen Dyaus als Ausgangspunkt hat, eine ganze intellektuelle Periode, ein ganzes System des Denkens in Umrissen zu entwerfen, selbst wenn uns weiter nichts daraus erhalten wäre als dieser einzige Jupiter Ammon? Freilich, wenn wir glauben, daß Athene fertig entwickelt und fertig benannt aus dem Haupte des Zeus oder aus dem Gehirn Homers hervorging, so hat die vergleichende, ja, alle wahrhaft wissenschaftliche Mythologie ein Ende; wenn aber in der arischen Mythologie wie in der arischen Sprache Entwicklung herrschte, so ist es für uns als verständige Erforscher der Vergangenheit, je näher wir an die Keime und Samen herandrängen können, um so besser. Es ist eine ganz unglückliche Einbildung der klassischen Philologen, wenn sie glauben, daß die vergleichenden Mythologen all ihr Griechisch und Latein vergessen haben und nicht die Unterschiede zwischen vedischen und homerischen Gottheiten sehen können. Sie werden für Behauptungen zur Rede gestellt, die ihnen auch im Traume nicht eingefallen sind, — und dann ist natürlich nichts leichter, als sie zu vernichten. Erst stellt man uns als Scheiden auf, in ungefähre zehn Schritt Abstand, und dann herrscht großer Jubel, weil jeder Pfeil trifft. Glaubt Professor Erwin Rhode wirklich, daß die Gleichung Sarvara — *Κρόνος* durch das obiter

dictum, daß sie schlecht unterstützt sei, abgethan werden könne? Die vedischen Rishis hatten keinen Hades, keinen Styx, keinen Charon, keinen dreiköpfigen Wächterhund. Wenn aber Kerberos das selbe Wort ist wie Sarvara, so muß der Keim der Anschauung, die sich später zu Kerberos und den Hunden der Saramā entwickelte, sicherlich vor der arischen Trennung existirt haben und in jener nächtlichen Dunkelheit, dem sārvaram tamas, gefunden werden, die eingeborene Mythologen in Indien auch in nachvedischer Zeit noch nicht ganz vergessen hatten. Wenn Professor Rhode sagt, daß Kerberos bei Homer keinen Namen habe und zuerst von Hesiod genannt werde, so war Das nicht ganz unbekannt; es war, wie ich glaubte, von mir selbst ausdrücklich erklärt worden; allein es schien mir eher eine Verstärkung als eine Abschwächung meines Beweises zu sein, daß Kerberos ursprünglich „nächtlich“ bedeutete und später in Griechenland und Indien weiter entwickelt und personifizirt wurde, und zwar in beiden Ländern in besonderer Weise.

Während aber Das, was Leute wie Erwin Rhode und Gruppe an unseren Ansichten auszusagen haben, jedenfalls eine Antwort möglich macht, so weiß man wirklich nicht, was man mit jenen allgemeinen Beschuldigungen anfangen soll, die mehr gegen unseren moralischen Charakter als gegen unsere linguistische Befähigung gerichtet zu sein scheinen. Man hat zum Beispiel in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet, daß ich kein Recht hätte, Gelehrte wie Mannhardt oder Oldenberg als meine Anhänger anzuführen. Man hat immer viel Wesens daraus gemacht, daß Mannhardt seine Ansichten geändert und uns verlassen habe, um selbst der Gründer einer anderen Schule der vergleichenden Mythologie zu werden. Man hat mich sogar beschuldigt, ich hätte absichtlich die Arbeiten Mannhardts ignorirt oder totgeschwiegen. Wie mild! Nun, zunächst ist es wohl bekannt und hätte nicht verschwiegen werden sollen, daß Mannhardt, obgleich er eine Zeit lang seinem Mißtrauen gegenüber einzelnen Ergebnissen der vergleichenden Mythologie Ausdruck gab, schließlich doch zu seiner alten Fahne zurückkehrte, wie man aus seinem lehrreichen Aufsatz — um nicht die journalistischen Ausdrücke monumental oder Epoche machend zu gebrauchen — „Die lettischen Sonnenmythen“, den er im Jahre 1875 veröffentlichte, ersehen kann. Mannhardt starb 1880. Alle, die Mannhardt gekannt haben, wissen, wie sehr er unter dem Einfluß Haupt's, Scherer's und Müllenhoff's stand und wie sehr er sich bemühte, sich den Ansichten seiner Freunde und Wohlthäter anzupassen. Das war es, was ihn eine Zeit lang von dem Pfade, den Bopp und Grimm und Burnouf gebahnt hatten, abschweifen ließ. Aber auch dann, als er die Reste von Aberglauben und Gebräuchen, die noch in vielen Theilen Deutschlands im Volk leben und vielleicht aus den ältesten mythologischen Zeiten herrühren, sammelte, war seine Arbeit für viele vergleichende Mythologen vom größten Nutzen.

Wenn ich in meinen früheren Beiträgen zur Wissenschaft der Mythologie nicht auf seine Arbeiten Bezug nahm, so war der Grund dafür einfach genug. Es war nicht, wie man vermuthet hat, meine Absicht, sie totzuschweigen; der Grund war einfach meine Unvertrautheit mit dem Material, das er bearbeitete, den volksthümlichen Gebräuchen und Ueberlieferungen Deutschlands, und daher das Bewußtsein meiner Inkompetenz, über seine Arbeiten zu Gericht zu sitzen. Jeder Gelehrte hat doch sicherlich das Recht, sein eigenes Arbeitsfeld zu beschränken; und wozu hatte ich es nöthig, die Arbeiten Mannhardts zu loben oder zu tadeln, wenn er in England einen so würdigen Vertreter und so berebten Schüler gefunden hatte wie Herrn Frazer? Mannhardts Stellung zu den allgemeinen Grundsätzen der vergleichenden Sprachwissenschaft ist so genau die gleiche wie meine eigene gewesen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, wenigstens ein paar Stellen aus seinen letzten Briefen anzuführen.

Als Mannhardt seine Lettischen Sonnenmythen (1875) veröffentlicht hatte, traf er 1876 mit Müllenhoff in Berlin zusammen und besprach den ganzen Gegenstand mit ihm. Müllenhoff hatte sich seine Begriffe von vergleichender Mythologie offenbar aus den Werken Dupuis', Schwends, Hügels, Claussens und Korks gebildet und das Vorurtheil, das sie in ihm erzeugt hatten, auf die Werke Bopp's und Kuhns übertragen. Kein Wunder daher, daß Müllenhoff Mannhardt abschreckte und ihn thatsächlich in seinen Ueberzeugungen wankend machte. Als aber Mannhardt in sein stilles Haus und zu seinen Büchern und Papieren zurückgekehrt war, schrieb er am siebenten Mai 1876 an seinen Lehrer und Freund: „Wie es bei solchen Streitfragen leicht zu gehen pflegt, ließ mich die Nothwendigkeit, mich gegen Ihre mir unerwarteten Bedenken hinsichtlich des Ganzen meiner lettischen Sonnenlieder zu rechtfertigen, nicht zu dem Geständniß kommen, daß mir selbst bei der Ausdehnung, welche die Sonnenmythologie unter meinen Vergleichen gewinnen wollte, nicht behaglich zu Muthe sei, daß ich Dies als eine Art schmerzlicher Niederlage empfinde, insofern bei Eröffnung eines neuen Gesichtspunktes sofort von allen Seiten zuströmender Stoff sich ihm unterzuordnen drängt, also die betrübende Gefahr unvermeidlich erscheint, aus Allem Alles zu machen.“ Sind Das nicht beinahe die selben Worte, die ich vor Jahren gebrauchte, als ich mich beklagte, daß die allgegenwärtige Sonne und die unvermeidliche Morgenröthe in so unendlich vielen Verkleidungen hinter dem Schleier alter Mythologie erscheine? Und habe ich nicht genau die selben Phasen des Zweifels durchgemacht, die Mannhardt hier beschreibt, und mit den selben Verlegenheiten zu kämpfen gehabt? Und sind wir nicht schließlich Beide zu dem selben Schluß gelangt, so daß ich ohne Einschränkung die Schlußworte jenes unermüdblichen Erforschers des Volklore und der Mytho-

logie unterschreiben kann? „Um so mehr habe ich,“ fährt er fort, „da es mir ja doch nur um Auffindung der Wahrheit zu thun ist und da ich auf Ihr Urtheil den höchsten Werth lege, immer und immer wieder Ihren und Schervers angedeuteten Widerspruch mir im Kopf herumgehen lassen und seinen Gründen nachgespürt. Indem ich mir aber zugleich sagte, daß Sie Beide in dieser speziellen Sache noch nicht, wie ich, zu Hause sein, noch meine Arbeit (was gewiß kein Vorwurf sein soll) durchstudirt haben konnten, wie sie es will, sagte ich wieder Muth, da ich auch bei ernstester Prüfung mich überzeugen zu dürfen glaubte, daß im Ganzen und Großen meine Untersuchung nicht unnütz noch unwissenschaftlich geführt ist. Ich bin weit entfernt, alle Mythen mit Kuhn, Schwarz und Max Müller sammt ihrer Schule für psychische Reflexe von Naturerscheinungen zu halten, noch weniger ausschließlich für himmlische (solare oder meteorische).“ Wo hat irgend Einer von uns Das je gethan? Wir haben eine gewisse Anzahl von Mythen, so gut wir konnten, erklärt, aber kein Einziger von uns hat je behauptet, daß wir alle Mythen erklärt hätten, wenn ich auch jetzt mit Mannhardt gestehen muß, daß die Zahl der Mythen, die seitdem den Anspruch erhoben haben, in die Reihe der Mythen solaren und auroralen Ursprunges einzutreten, weit größer ist, als ich früher vermuthet hatte. „Ich habe gelernt“, schreibt Mannhardt weiter, „die dichterische und literarische Produktion als wesentliche Faktoren in der Ausbildung der Mythologie zu würdigen und die aus diesem Sachverhalt folgenden Konsequenzen zu ziehen und in Anwendung zu bringen. (Wer hätte Das nicht gethan?) Aber andererseits halte ich für gewiß, daß ein Theil der älteren Mythen aus Naturpoesie hervorging, die uns nicht mehr unmittelbar verständlich ist, sondern durch Analogien erschlossen werden muß, die noch keineswegs historische Identität zu verrathen brauchen, sondern nur gleiche Auffassungart und Anlage auf ähnlicher Entwicklungsstufe bekunden. Unter diesen Naturmythen beziehen sich einige auf die Zustände und das Leben der Sonne. Die ersten Schritte zu ihrem Verständniß werden gefördert durch eine noch nicht durch kunstmäßige Dichterreflexion getrübe Naturpoesie, wie die lettische [nicht auch die vedische?], wo ausgesprochenermaßen zum solaren Kreise gehörige mythische Persönlichkeiten zu einer großen Anzahl poetischer Verbildlichungen in Beziehung gesetzt werden, für die folgerichtig zunächst auch aus dem selben Naturgebiet eine Deutung versucht werden muß . . . Meine Methode ist hier die selbe wie in dem Baumkultus.“

Wo ist hier nun irgendwelche Verschiedenheit zwischen diesem — also dem letzten und endgiltig von Mannhardt angenommenen — System und meinem eigenen System, das ich 1856 aufstellte? Der einzige Punkt, bei dem eine wirkliche Verschiedenheit zwischen ihm und mir zu Tage tritt, ist

seine Bemerkung, daß die Sonnenmythen bei verschiedenen arischen Völkern, die er verglichen hatte, keine historische Identität verriethen. Das mag für solche Sonnenmythen richtig sein, wie sie Sir George Cox und andere Anhänger der analogischen Schule der vergleichenden Mythologie so trefflich analysirt haben; es läßt sich aber kaum von Mythen behaupten, in denen die Hauptpersonen thatsächlich den selben Namen haben. Woborn wir nicht annehmen wollen, daß der Name des Zeus unabhängig von dem des Dyaus gebildet wurde, müssen wir zugeben, daß Dyaus-pitar, Jupiter und Zeus wirklich den selben historischen Ursprung hatten, wenn er auch weit über unsere gewöhnliche Chronologie zurückgeht; viele der Geschichten, die von ihnen erzählt werden, können trotzdem einer späteren Entwicklung angehören. Die Vorstellung z. B., daß zwischen der Sonne und der Erde eine Art Ehe bestehe und daß der Reichthum der Ernte das Resultat dieser Vereinigung sei, hat sich in den Ueberlieferungen der fernsten Völker, die historisch nicht im Geringssten mit einander verknüpft sind, wiedergefunden. Wenn wir aber von Iasion, dem Sohne des Zeus und der Demeter (Morgenröthe), lesen, wie er auf dem dreimal geackerten Brachfelde der Gatte der Demeter wurde, und weiter, daß der Sprößling aus dieser Ehe Plutoß, Reichthum, hieß, und wenn wir in *Iasion* den vedischen Namen der Sonne, *Vivasvan*, wiedererkennen, so können wir die wirkliche, historische Identität des vedischen und des griechischen Namens der Sonne als des Gatten der Erde und des Sohnes des Himmels (Zeus) und der Morgenröthe (Demeter) kaum noch bezweifeln. Man darf auch nicht vergessen, daß, während *Saranyü* die Gattin des *Vivasvat* ist, *Demeter*, die Gattin des *Iasion*, bisweilen *Erinyß* genannt wird. Ist das Alles bloßer Zufall? Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß trotz der großen Verwirrung, die im Allgemeinen wegen der verschiedenen Formen des Namens — *Iasion*, *Iason*, *Iasoß*, *Iasioß*, *Iaseus* — herrscht, wir doch immer zwischen den Namen mit kurzem *a* und denen mit langem *a* unterscheiden sollten; die ersten gehören ursprünglich dem Geliebten der Demeter, die letzten sind dem Geliebten der *Medea* eigenthümlich, der ursprünglich ein Heiler (*ιατρος*) und daher der Schüler des *Cheiron*, d. h. *Cheirurgos* war. Zuweilen scheint indessen die Verwirrung unter den Namen auch Verwirrung unter den Mythen von *Iasion* und *Iason* angerichtet zu haben, so daß es gelegentlich schwer wird, die beiden Gruppen von iasonischen Sagen auseinander zu halten. Doch sowohl über diesen wie über andere Punkte würde sich mit einem so gewissenhaften und wahrheitsliebenden Forscher, wie *Mannhardt* es war, un schwer eine Verständigung haben erzielen lassen; und die Thatsache, daß er mir seinen letzten Aufsatz, die *Letzlichen Sonnenmythen*, „verehrungsvoll“ zusandte, zeigt jedenfalls, daß er für meine mythologischen Arbeiten nicht die tiefe Verachtung fühlte, die sie bei Denen erweckt haben, die seinen Fußstapfen zu folgen vorgeben.

Was endlich das System betrifft, das Professor Oldenberg vertritt, so glaube ich trotz Allem, was in gewissen Zeitungen darüber gesagt worden ist, daß ich volles Recht hatte, ihn als einen Angehörigen unserer vielgescholtenen Schule der vergleichenden Mythologie zu bezeichnen. So weit es sich um die grundlegenden Prinzipien handelt, ist er ein eben so treues Mitglied wie ich selbst von „jener Schule physisch-allegorischer Deutung, die die Faktoren, die zu der Vorstellung der hervorragendsten Devas führten, in Himmel, Morgenröthe, Sonne, Sonnenuntergang, Mond, Wasser, Erde, Wolke, reiner Luft, Blitz und ‚wer weiß, was nicht‘ sucht.“ Er wird keinen Augenblick schwanken, Zeus auf den Himmel zu beziehen, Eos auf die Morgenröthe, Helios auf die Sonne, Selene auf den Mond, Apas auf die Wasser oder Wolken, Prithivi auf die Erde, Varganya auf die Regenwolke, Antariksha auf die reine Luft, Apam napät oder Agni vaidhyuta auf den Blitz und vielleicht Abiti auf das ‚Wer weiß, was nicht‘.*)

Die Leute, die ihn so gern als einen Fahnenflüchtigen hinstellen möchten, haben offenbar sein Buch nicht zu Ende gelesen, wo er, auf Seite 591, seine Bemerkungen zusammenfaßt und sagt: „Die meisten und größten von ihnen (den Göttern der Aryas) sind die Repräsentanten von Naturmächten: Gewitter und Sturm, Sonne und Mond, Morgen- und Abendstern und das Feuer, der freundliche Hausgenosse der Menschen.“ Er fügt hinzu, worauf ich selbst so oft nachdrücklich hingewiesen habe, daß „bei einem großen Theil jener Naturgötter die ursprünglichen Züge ihres Wesens ganz verbläßt und verschwommen“ sind, denn „lange Entwicklungen haben den Zusammenhang mit den zu Grunde liegenden Naturwesenheiten gelockert, ja oft aufgelöst.“ Welchen Zweck kann die falsche Darstellung von Thatfachen haben, die so leicht durch einen Blick in ein gedrucktes Buch oder durch einen Brief an den Verfasser in Kiel richtig gestellt werden können? Würde nicht ehrliche Arbeit und Hilfeleistung viel wohlthätiger wirken als alle forensische Feinheit und alle journalistische Beredsamkeit?

Kein Mensch wird Professor Oldenberg und Andere dafür tadeln, daß sie gelegentlich einmal in den Mythologien wilder Völkerstämme nachgesehen haben, ob sie etwa Analogien und vielleicht die Erklärungen für vedische Mythen böten. Muß ich mich nicht, was Dies betrifft, selbst als einen der ältesten Uebelthäter schuldig bekennen? Bei Oldenberg aber können wir jedenfalls sicher sein, daß, wo er arische durch nichtarische Mythen oder die Gebräuche der vedischen Rishis durch Reiseberichte über wilde Völker-

*) Siehe Oldenberg, Religion des Veda, S. 39 ff.: „Die Götter und Dämonen in ihrem Verhältniß zur Natur und den übrigen Substraten der mythischen Konzeption.“

schaften zu illustriren sucht, er nie jene kritische Umsicht und Zurückhaltung außer Acht gelassen haben wird, die seine übrigen Untersuchungen auszeichnet. Auch da, wo ich von ihm abweiche, mag der Fehler auf meiner Seite sein, da ich keinen Anspruch auf eine so gründliche Kenntniß der Sprachen und Sagen wilder Völkerschaften erheben kann, wie sie allein mich in den Stand setzen könnte, mir ein selbständiges Urtheil über die Arbeiten Anderer zu bilden. Was ich gegen ihn einzuwenden habe, ist nur, daß wir zunächst versuchen sollten, vedische Worte und vedische Gebräuche aus vedischen und arischen Quellen zu erklären, ehe wir uns an die Indianer Amerikas um Hilfe wenden. Die vedischen Rishis mögen noch so viele Erbstücke aus granester Urzeit mit den Australnegern gemeinsam haben: können sie nicht auch einzelne von ihren Mythen erfunden haben, nachdem sie die Periode uranfänglicher Wildheit überschritten hatten? Ich glaube, auch in diesem Punkt würde Professor Oldenberg nicht sehr von mir abweichen. Ich glaube zum Beispiel, daß eine sorgfältige Analyse der Bedeutungsentwickelung von Wörtern wie Brunst und Inbrunst, Brennen und Leiden, Bräten und Denken, mehr Licht auf die verschiedenen Stufen des *tapas* im Veda werfen würde als ein Hinweis auf die orgiastischen Rasereien der Glieder verrenkenden, in Schweiß gebadeten Schamanen. Doch je mehr Licht wir bekommen können, um so besser, und wir wollen daher nichts zurückweisen, aus welchem Welttheil es auch kommen mag; nur müssen wir um zuverlässige Gewährsmänner bitten und um Kapitel und Vers für die Namen, Sagen und Bräuche jedes wilden Stammes, der uns den Hintergrund für das Ceremoniell liefern soll, wie es in den *Brahmanas* und *Sûtras* und — nur vereinzelt aber — in den älteren Liedern der *Samhitâs* der drei *Veden* gelehrt wird. Auch erscheint es mir schwer, zu erklären, wie es gekommen sein soll, daß die älteste vedische Periode übersprungen wurde und dieser uranfängliche Schamanismus plötzlich erst wieder in den späteren Perioden auftauchte. Wie Dem aber auch sein mag: ich habe nie irgend welche Schwierigkeit gehabt, mich mit Oldenberg bei gemeinsamer Arbeit zu verständigen, und selbst wenn wir von einander abwichen, konnten wir den Grund dafür verstehen und schließlich übereinkommen, von einander abzuweichen.

Dies Alles ist so selbstverständlich, daß ich gewiß bin, meine Freunde in Deutschland werden mich tadeln, daß ich so viele Worte darüber verliere. Sie sind der Ansicht — und mit Recht —, daß wahre Wissenschaft nichts mit Persönlichkeiten oder Kritiken in Tageszeitungen, gezeichneten wie ungezeichneten, zu thun hat. Allein die öffentliche Meinung in England urtheilt anders und man hat es fast als ein *crimen laesae majestatis* betrachtet, daß ich nicht mit vollem Namen Herrn Andrew Lang und anderen emsigen Schriftstellern geantwortet habe. Ja, man hat mir gesagt, und zwar mit

triumphirender Wiene, daß es ein Buch gebe, „nicht über persönliche griechische Religion, sondern über griechischen Kultus“ und geschrieben „von einem Gelehrten, der die einander widersprechenden Systeme der griechischen mythologischen Interpretation, die auf der philologischen Analyse der Eigennamen beruhen, aufgibt“, und daß in dem ganzen Buch mein Name nirgends erwähnt werde. Ohne Zweifel glaubt man, daß Dies alle Fragen erledige. Wenn aber Dhaus die Schmach überlebt hat, in einem Buch über die griechischen Kulte von einem Gelehrten, der den Werth vorichtigen Schweigens zu schätzen weiß, ignorirt, und zwar mit Recht ignorirt zu sein: habe ich da Grund, mich zu beklagen, besonders wenn ich meinen Namen so oft in Büchern über die Kulte von Hottentotten und Buschmännern erwähnt sehe? Wie nützlich wäre es, wenn andere Gelehrte diesem vortrefflichen Beispiel folgen und ihre kritischen Bemerkungen auf Sprachen beschränken wollten, von denen sie wenigstens das Alphabet und die Grammatik kennen! . . .

Da diese Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie von Zeit zu Zeit geschrieben waren, so fand ich, daß sie häufig Wiederholungen enthielten. Wenn Andere sich beklagt haben, daß die Seiten unserer Gegner von Fettschen, Totems, und was sonst dahingehört, wimmelten, so fürchte ich, daß Jene jetzt das Kompliment zurückgeben und sich über das beständige Erscheinen und Wiedererscheinen von Dhaus, Deva, Varuna, Sarama u. s. w. auf den Seiten dieser Bände beklagen werden. Viele von ihnen habe ich zu beseitigen versucht; andere mußten bleiben, theils, weil ihre Entfernung den Zusammenhang zerrissen haben würde, theils, weil der Gegenstand, obwohl er der selbe war, an verschiedenen Stellen mit verschiedener Absicht behandelt wurde. Wenn man trotzdem der Meinung ist, daß ich mein Manuskript schonungslos hätte beschneiden sollen, so muß ich mich wohl schuldig bekennen und kann zu meiner Vertheidigung nur sagen, daß ich auf die selben Einwürfe, Jahr für Jahr wiederholt, zu antworten hatte und daß es mehr als eines Schlages bedarf, um einen Nagel durch einen dicken Klotz zu treiben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich im Stande sein werde, mich noch einmal auf eine Erörterung der Thatfachen und Ansichten einzulassen, wie ich sie in diesem Werk niedergelegt habe. Ich überlasse, was ich geschrieben, so wie es ist, meinen Freunden und Mitarbeitern, im Voraus dankbar für jegliche wirkliche Verbesserung, die sie vorzuschlagen haben, und überzeugt, daß mein Buch, wenn auch in noch so bescheidenem Maß, dazu beitragen wird, eine der ältesten und lehrreichsten Phasen in der historischen Entwicklung des menschlichen Geistes, während seines Fortschreitens von mythologischem Stammeln zu klarer Verkündigung der religiösen und philosophischen Wahrheit, besser zu verstehen. Jeder, der in der Mythologie die letzten Spuren einer poetischen Auffassung des feierlichen Dramas der Natur erblickt,

steht auf unserer Seite; und welche Sprache und Literatur er sich auch als sein Spezialstudium erwählen mag, Babylonisch oder Egyptisch, Sennitisch oder Finisch, Maorisch oder Mincoupiisch oder Mincopisch: wenn er nur irgend Etwas aus ihnen zur Aufklärung unserer alten arischen Mythen beitragen kann, wird er willkommen sein als ein nützlicher Bundesgenosse und ein werthter Mitarbeiter an einem Unternehmen, das, wie ich hoffe, in der Geschichte der Wissenschaft nicht ganz erfolglos oder ruhmlos dastehen wird.

Oxford.

Professor F. Max Müller.



Vergessen.

In meiner Großmutter Garten,
 Auf der alten Rasenbank,
 Wollt' ich die Gespielen erwarten —
 Vor dem Beet mit den dunklen Viole —
 Sie sollten dort mich holen
 Zu einem Maiengang!

Die Stunden kamen und gingen,
 Weiß nicht, wie mir geschah —
 Da hört' ich die Freunde singen
 Und wußt', daß sie mich vergessen,
 Dieweil ich in Träumen geseßen —
 So einsam stand ich da!

Wie war Das nur geschehen?
 Ich sann das Herz mir schwer
 Und mocht' doch von hinnen nicht gehen —
 Denn der süße Duft der Viole
 Stieg auf, so heiß und verstoßen —
 Wie ein Zauber wars um mich her . . .

Vergangen sind und verflungen
 Darüber viel Jahr' und Wort' —
 Was das Glück auch den Andern gesungen:
 In meiner Großmutter Garten,
 Zwischen Träumen und scheuem Erwarten —
 Ich sitz' noch immer dort!

Wien.

M. E. delle Grazie.



Italienische Wirthschaft.

Es ist kaum anzunehmen, daß die traurigen Ereignisse, die die letzten Monate über Italien brachten, im Auslande eine richtige Würdigung gefunden haben. Dank den nach der einen oder anderen Richtung hin übertriebenen Berichten der Tagespresse und der ungenauen Kenntniß, die man im Allgemeinen von Italien und italienischen Zuständen hat, dürften sie im Publikum den traurigen Eindruck hervorgerufen haben, den uns die Kunde von einer unüberlegten oder verbrecherischen Handlung hinterläßt. Und gerade in den Ländern, wo das Gefühl der Ordnung und Gerechtigkeit am Lebendigsten ist, müssen diese Ereignisse den strengsten Richter finden. Durch ihre brutale Verfolgung der sozialistischen Partei sucht die Regierung im Auslande und in Italien die Ansicht zu stützen, als sei das Geschehene das Werk einer Sekte, die eine vorübergehende wirtschaftliche Depression benutzt habe, um die niedrigsten Leidenschaften im Volk aufzuwühlen und einen Klassenkrieg zu entfesseln. Die Regierung will sich nicht zu ihren Irthümern, ihrer Schuld, ja, ihren Verbrechen bekennen, sie hat nicht Lust, vor der Gegenwart und der Geschichte die Verantwortung für Zustände auf sich zu nehmen, die sich in den vierzig Jahren politischen Lebens immer ernster und bedenklicher gestaltet haben, und sucht und findet den Sündenbock im Sozialismus. Die feile Presse stößt in das selbe Horn, die furchtsamen Gemüther und die schlechten Gewissen applaudiren, — zufrieden, so leichten Kaufes die Ursachen und das Heilmittel für eine Reihe drohender Erscheinungen gefunden zu haben. Aber die Mehrzahl der ehrlichen und gewissenhaften Menschen aller Parteien blickt entsetzt auf den Abgrund, blickt entsetzt auf die Zukunft Italiens, das glücklich das Land der größten Verelendung, des Fiskalismus, der systematischen Korruption, der privaten und öffentlichen Unsitlichkeit geworden ist.

In den letzten Jahren ist viel über den Verfall und den geringen sozialen Werth der Italiener geschrieben worden. Das ist eine Frage, der man kaum mit den dafür und dagegen angeführten Argumenten auf den Grund kommen dürfte; aber man kann dreist behaupten: wenn das italienische Volk nicht größere Energie und größere Tüchtigkeit besäße, als seine herrschende Klasse bis heute an den Tag gelogt hat, wenn es bei der tiefgehenden Umwälzung, die sich nothwendig im nationalen Leben unter dem Einfluß der die moderne Entwicklung bestimmenden Kräfte vollziehen muß, in moralischer und politischer Beziehung nicht die Richtung zu weisen und sie den mannichfachen Forderungen der neuen Zeit anzupassen vermöchte, daß dann wirklich die Stunde des Verfalles geschlagen hätte und wir uns in den Gedanken finden müßten, anderen Rassen Platz zu machen, die höhere moralische und soziale Eigenschaften zu entwickeln im Stande waren. Aber von der Zukunft

und dem sozialen Werth Italiens könnte man heute nur auf Grund ungenügend bekannter Daten urtheilen, die außerdem zum großen Theil direkt von dem politischen Uebergewicht einer Klasse abhängen, die zweifellos an Sittlichkeit und Bildung der herrschenden Klasse jeder anderen Nation nachsteht. Wären aber wirklich die jüngsten Unruhen, wie Viele annehmen, ein Ausdruck der wirtschaftlichen Umwandlung gewesen, die sich in der modernen Gesellschaft vollzieht, dann hätten wir in ihnen einen Inferioritätsbeweis, dann brauchten wir nicht erst von der Zukunft eine Antwort abzuwarten. In diesem Fall wäre auch die Verantwortlichkeit auf beiden Seiten schwerer, sowohl die der herrschenden Klasse als die der sozialistischen Partei, — wenn diese die Rolle gespielt hätte, die man ihr zuschieben will. Denn eine wahrhaft gebildete herrschende Klasse, die im Stande ist, den Umwandlungsprozeß zu verstehen, der sich automatisch im Gesellschaftskörper vollzieht, läßt sich nicht von revolutionären Bewegungen überraschen und greift noch weniger zu jenen äußersten Repressionmitteln, zu denen nur Furcht und Schuldbewußtsein rathen können. Ganz abgesehen von der individuellen Stellung zur sozialen Frage muß es Jedem klar sein, daß eine durch die Wissenschaft und die Erfahrung berathene herrschende Klasse einer Spannung in den ökonomischen, politischen und moralischen Beziehungen der verschiedenen Klassen, wie sie durch schreiende soziale Kontraste erzeugt wird, im eigensten Interesse durch organische Reformen begegnen und eine Wilderung dieser Gegensätze anstreben sollte. Politisch wie soziologisch betrachtet, sind die leitenden Klassen berufen, die gesellschaftliche Entwicklung zu lenken und zu mäßigen. Wenn nun diese konservativen Elemente aus mangelnder Erkenntniß oder aus Selbstsucht die der sozialen Entwicklung innewohnenden Tendenzen positiv hemmen, so ist leicht zu verstehen, daß eine solche künstliche Hemmung zu gewaltsamen Ausbrüchen führen muß. Die Schuld siele einzig und allein der mehr oder weniger negativen Aktion der herrschenden Klasse zu, der in der Ausübung ihrer sozialen Funktion jene Mäßigung, jener Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, jenes bewußte ruhige Nachgeben gefehlt hätte, in denen gerade ihr erziehender Beruf liegen sollte. Hätte auf der anderen Seite die sozialistische Partei eine solche Bewegung heraufbeschworen, so hätte sie dadurch klar gezeigt, daß sie die wahre Lage des Landes und der Masse nicht kennt, sie wäre ihrer Mission der Bildung und Organisation untreu geworden, ihrer Aufgabe, der automatischen Entwicklung neuer Gesellschaftsformen Bedingungen organischer, harmonischer Entfaltung zu sichern, und hätte endlich eine schwere sittliche und politische Verantwortung auf sich geladen, da sie unbewußte, waffenlose Massen in den Kampf sandte.

Aber weder der herrschenden Klasse noch der sozialistischen Partei kann
 "вместе" возмущает гонимый народ. Италия же в настоящее время не вступила в экономическую фазу, которая является предпосылкой для социальной реформы

wäre, wie sie der Entwicklungsgang der Gesellschaft vorzuzeichnen scheint. Die italienische Bourgeoisie hat sich noch gar nicht mit den ernstesten Problemen auseinanderzusetzen, die die Umwandlung der Produktionsmittel in anderen Kulturstaaten zeitigt, und die sozialistische Partei ist nicht so blind, sich über die Bedeutung eines Aufstandes Illusionen zu machen, der obendrein noch mit so völlig unzulänglichen materiellen und moralischen Mitteln versucht wird.

Wirtschaftlich ist Italien wenigstens um fünfzig Jahre hinter den anderen Kulturstaaten zurück. Das Land hat nur wenige Industrien, deren Mehrzahl sich durch staatliche Lieferungen oder durch hohe Schutzzölle am Leben erhält, seine Landwirtschaft liegt schwer darnieder, schleppt sich mit veralteten Produktionsmethoden weiter, ist zu neuer Entwicklung und Blüthe unfähig aus Mangel an Kapitalien, außerdem durch übermäßige Steuerlast und Fehlen von Initiative und Thatkraft der Grundbesitzer paralysirt. So haben wir noch kein Proletariat im modernen Sinn des Wortes, weder ein industrielles, denn außer in Mailand, Turin, Genua und einigen kleineren Centren existirt keine Industrie, noch ein agrikoles, denn im Allgemeinen ist der Grund und Boden sehr zerstückelt, und wo Großgrundbesitz besteht, finden wir, mit wenigen Ausnahmen, Mezzadrie in ihren verschiedenen Formen. Trotzdem herrscht das Elend überall, drückender und unerträglicher als anderswo, gerade weil die alten wirtschaftlichen Funktionen von Tag zu Tag untauglicher werden, während die neuen nicht aufkommen können, dank der Unwissenheit und Interessenspolitik der herrschenden Klasse. Diese wirtschaftlichen Zustände, die vielleicht vor fünfzig Jahren zweckmäßig waren und auch heute bei anderen finanziellen und politischen Verhältnissen erträglich wären, werden absolut unerträglich, nicht nur, weil die Schutzzölle, ohne Landwirtschaft und Industrie von der fremden Konkurrenz zu schützen, die Preise wesentlich erhöhen, sondern mehr noch, weil die administrative Misgewartung dem Lande ungeheure Opfer auferlegt und seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit erschöpft.

Man kann behaupten, daß der betrübende Marasmus des italienischen Wirtschaftslebens im Wesentlichen eine Folge des Rückschlages der wirtschaftlichen Verhältnisse der anderen Kulturnationen ist, die seine landwirtschaftliche und industrielle Produktion niederhalten, und ein Ergebnis der bis heute verfolgten Politik, die, in jeder Beziehung den wahren Interessen des Landes entgegen, eine beständige Vermehrung der Steuern nöthig macht und so alljährlich dem Lande zu unproduktiven Ausgaben ungeheure Summen entzieht, außerdem systematisch die ökonomische Entwicklung hemmt und es der Halbinsel unmöglich macht, den Entwicklungsgrad zu erreichen, den Italien nach seinen natürlichen Bedingungen erreichen könnte.

So wurden von einem Einnahmebudget von 1700 Millionen Lire im Jahre 1895/96 42,5 Prozent, also beinahe die Hälfte, für die Staatsschuld

verausgibt, 27,5 Prozent für Armee und Marine, 10 Prozent für die Erhebung der Abgaben; es bleiben also 20 Prozent für alle übrigen Aufgaben eines Kulturstaates, d. h.: von 1700 Millionen werden in runder Zahl 1360 so gut wie unproduktiv verbraucht und aus dem mehr oder weniger gut verwalteten Rest von 340 Millionen müssen die wichtigsten Bedürfnisse des Staates befriedigt werden. Aber isolirt betrachtet, sagen diese Zahlen noch nicht genug; um sie richtig werthen zu können, muß man das Wohlverhältniß zwischen ihnen und der augenblicklichen ökonomischen Leistungsfähigkeit des Landes betrachten. Die folgende Tabelle giebt in absoluten Zahlen den privaten Reichthum, die öffentlichen Ausgaben verschiedener europäischer Staaten und das prozentuale Verhältniß zwischen beiden wieder:

	Privater Reichthum Milliarden	Öffentliche Ausgaben Millionen	Prozent
England (Giffon)	251	3255	1,29
Frankreich (Paris-Bourse)	225	3350	1,49
Preußen (Soetbeer)	85	2153	2,56
Oesterreich (Inama)	61	1417	2,32
Belgien (Graux)	34	351	1,09
Italien (Pantaleone)	54	1689	3,22

Italien wendet also 3,22 Prozent seines Gesamtreichthums jährlich öffentlichen Ausgaben, dreimal mehr als Belgien, zu; aber diese Thatsache gewinnt erst ihre volle Bedeutung, wenn man die Art der Ausgabe näher betrachtet. Selbst wenn in einem Lande, das sich in der Lage wie Italien befindet, die herrschende Klasse alljährlich einen so großen Theil des nationalen Reichthumes erheben könnte, ohne die normale Entfaltung der ökonomischen Kräfte des Landes zu beeinträchtigen, so müßte man doch auf alle Fälle von ihr erwarten, daß sie sich die Förderung des Ackerbaues und der Industrie, der Erziehung und Bildung des Volkes, die Hebung des Verkehrs, die Verbesserung der inneren Verwaltung u. s. w. angelegen sein ließe. Aber die italienische Bourgeoisie ist unfähig, gründliche Reformen auch nur auszu-denken; in ihrer Unwissenheit fürchtet sie sogar, durch sie ihre eigenen Interessen zu schädigen. So sieht nicht nur in Italien die für die kulturellen Aufgaben des Staates verwendete Summe hinter der anderer Länder zurück, sondern auch für ihre Verwendung sind von vorn herein andere Kriterien maßgebend. Die öffentlichen Arbeiten gelten der herrschenden Klasse vor Allem als Mittel, größeren politischen Einfluß zu erringen. So ist z. B. der größte Theil der Eisenbahnbauten weniger thatsächlichen Bedürfnissen der entsprechenden Regionen entsprungen als den persönlichen Einflüssen und dem Nepotismus von Menschen, die von der Gier nach Macht und Einfluß getrieben werden. Man erbaut eine Eisenbahnlinie, eine Brücke, einen Kanal, nicht, weil sie

nüglich sind, sondern, weil eine Gruppe von Deputirten Interesse daran hat, man macht anderen Gruppen Zugeständnisse, die anderen Sonderinteressen Handlangerdienste leisten, und keine Regierung, wenn sie es auch wollte, könnte dieser Interessenverbände Meister werden. Unter dem Schein, dem Gedeihen und dem Ruhm des Vaterlandes zu dienen, haust die herrschende Klasse der Halbinsel wie eine Bande von Weglagerern, die, bis an die Zähne bewaffnet, sich die Reichthümer des Landes anzueignen oder sie zu zerstören sucht.

Die Geschichte der staatlichen und kommunalen Verwaltungen in Italien würde, wenn sie Einer schreiben wollte, wie sie geschrieben werden müßte, als eine ununterbrochene Reihe von Veruntreuungen und Unterschlagungen erscheinen, die eine Kategorie von Individuen zum Nachtheil der Gesamtheit begeht. Die Männer, die im Ministerrath, im Parlament eine Stimme haben, bilden mit ihren Freunden und Klienten die eigentlich herrschende Klasse und das Volk und das Kleinbürgerthum, auch wenn ihnen die Vergewaltigung, die Ungerechtigkeit und administrative Mißwirthschaft zum Bewußtsein kommen, vermögen nur selten die Koalitionen der Mächtigen zu durchbrechen, denn auch die politische Freiheit in Italien ist Lüge: Das beweist schon die Thatsache, daß die Regierung bei allen Wahlen ganz schamlos ihre Kandidaten durchdrückt mit Pressionen aller Art, Bestechung, Unterschlagung und Fälschung der Stimmzettel, ja, durch Verwendung der Stimmen von Abwesenden und Toten.

Wir sind in Italien dahin gekommen, die Hegemonie einer kleinen Klasse zu erdulden, die Alles verdirbt, korrumpirt, unterdrückt, die die Freiheit in Worten feiert und thatsächlich mit Füßen tritt, die ein civilisirtes Land will, aber von der Civilisation nur den äußeren Firniß, die für gebildet gelten möchte, aber die Bildung haßt wie die Civilisation, wie die Freiheit, weil sie unfähig ist, sie zu verstehen, weil sie in ihnen — und nicht mit Unrecht — Feinde ihrer augenblicklichen Interessen sieht. Trotzdem treibt sie mit Ostentation Kultus mit der früheren Größe und dem nationalen Geist und will sich den anderen Nationen auf der Höhe des modernen Gedankens und Fortschrittes zeigen; und so geschieht es bei uns wie in anderen Staaten, z. B. in Rußland, daß offiziell Vieles berichtet wird, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht. Italien hält Schritt mit allen Kulturnationen, ruft man aus, und kümmert sich nicht weiter darum, daß die Masse des Volkes in Hunger und Ueberarbeit, in Unwissenheit und Aberglauben verkommt. Und stammt sie denn etwa nicht auch aus dem Alterthum, die hochmoderne Lehre, daß das Volk nur das Instrument sei, um die oberen Klassen auf ihrer Höhe zu erhalten, daß es keinen sozialen Selbstzweck habe, keinen Anspruch auf Größe und Ruhm, sind Nietzsche, d'Annunzio, Lapouge etwas Anderes als ein moderner Ausdruck dieser im Alterthum allgemeinen Lehre? Ist es denn wunderbar, wenn die italienische Bourgeoisie, die Erbin so zahlreicher Genera-

nionen von Tyrannen, jedem Versuch moderner Neugestaltung feindslich und stets geneigt ist, die alten Traditionen einer brutalen Klassenherrschaft zu bewahren?

Charakteristisch für solche Tendenzen ist die Fürsorge, die man dem Unterrichtswesen zu Theil werden läßt. Man vergleiche die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht in Italien mit denen anderer Nationen, um klar zu sehen, wie wenig Interesse die italienische Bourgeoisie einem so wichtigen Theil der staatlichen Aufgaben entgegenbringt:

Staaten	Jahr	jährl. Ausgaben für den Unterricht Lire	jährl. Ausgabe pro Einwohner Lire
Italien*)	1895	63027172	2,03
Frankreich	1887	172900514	4,54
Preußen	1891	197739936	6,60
England und Wales	1892	205345400	7,08
Schweiz	1890	19741110	6,67
Belgien	1891	29043601	4,79
Holland	1891	31666066	7,20
Spanien	1887	29149074	1,64

Diese Zahlen erklären nur zu gut, warum das italienische Volk trotz seiner Intelligenz sich im Kampf ums Dasein in so ungünstigen Bedingungen befindet und warum seine Auswanderer von den anderen Nationen mit Verachtung angesehen und nur als Objekte der rücksichtslosen Ausbeutung betrachtet werden. Und auch die Bourgeoisie hat in den vierzig Jahren, in denen sie am Ruder ist, ihre wirtschaftliche und intellektuelle Kraft einzig und allein zur Ausbeutung des Volkes verworther. Sie hat durch ihre Kapitalien nicht industriellen, kommerziellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen sichere Entwicklung und größere Produktivität zu geben gesucht, sondern ihr politisches Privileg benutzt, um die Kräfte des Landes zu eigenem Vortheil zu erschöpfen, weil sie, gleich den oberen Schichten zur Zeit des römischen Verfalles, nicht versteht, daß Größe und Gedeihen eines Landes und seiner herrschenden Klasse selbst in der nützlichen und produktiven Arbeit und Nutzbarmachung seiner natürlichen Kräfte liegt, in der sittlichen Tüchtigkeit und sozialen Gerechtigkeit des Volkes und der Institutionen.

Die Bourgeoisie hat leichten Herzens Geld ausgegeben und Schulden gemacht, nicht nur, weil sie selbst sie ja nicht zu bezahlen braucht, sondern mehr noch, weil gerade der finanzielle Ruin des Landes ihr die hohen Renten sichert, die sie durch anderweitige Verwendung ihrer Kapitalien nicht zu er-

*) Es ist hervorzuheben, daß der Staat für den Unterricht nur 40 Millionen ausgiebt, während der Rest der angeführten Summe den Provinzen und Gemeinden zur Last fällt, so daß in Wirklichkeit bei einem Vergleich der staatlichen Ausgaben mit denen der anderen Staaten Italien noch tiefer steht als Spanien.

zielen vermöchte. Sie macht sich über die Erschöpfbarkeit der Quelle, aus der sie ihre Zinsen nimmt, ganz sonderbare Illusionen und scheint nicht einmal zu merken, daß die ungeheure Menge der unproduktiv angelegten Kapitalien schließlich die wirklichen Quellen des Reichthumes zerstören muß und sie so eines Tages die Entdeckung machen wird, daß sie, im Wahn, nur Zinsen zu erheben, das Kapital selbst verbraucht hat. So ist sie heute der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Landes gegenüber etwa in der selben Lage wie die Regierung bei der Begleichung des Staatsbudgets, das durch eine gute Ernte, namentlich an Korn, aus dem Gleichgewicht kommt wegen des Ausfalles der Zölle: die Einkünfte der italienischen Bourgeoisie und der italienischen Regierung basiren nicht auf dem Gedeihen und dem Wohlstande des Landes, sondern auf seiner Verelendung, nicht auf der Bildung und Erziehung der Masse, sondern auf ihrer Verthiertheit und Knechtung. Die folgende Tabelle, die ich der jüngst erschienenen Arbeit des Professors Flora^{*)} entnehme, möge beweisen, daß die erwähnten Mißstände nicht im Abnehmen, sondern im Wachsen begriffen sind, so daß ein immer kleinerer Bruchtheil des Staatseinkommens den bürgerlichen Aufgaben des Staates zugewandt wird.

	1862		1875		1895/96	
	absol. Mill. L.	proz.	absol. Mill. L.	proz.	absol. Mill. L.	proz.
Ausgaben für die Staatsschuld	148	15,0	380	30,2	685	42,5
„ „ Militär und Marine	377	39,6	214	17	443	27,5
„ „ Erhebung der Ausgaben	112	11,8	112	8,8	160	10,0
„ „ Landesverwaltung ic.	313	33,0	553	44	318	20,0

In dreiunddreißig Jahren haben also die Ausgaben für die Landesverwaltung im weitesten Sinn sich um die winzige Summe von fünf Millionen vermehrt. Solche Zahlen bedürfen keines Commentares. Aber was die Sachlage vollends verderblich macht, ist nicht nur die für die ökonomische Leistungsfähigkeit des Landes außerordentliche Höhe der Steuern, nicht nur die Art ihrer Verwindung, die der wirtschaftlichen Entwicklung geradezu schädlich ist, sondern die widersinnige und ungerechte Vertheilung auf die verschiedenen Klassen der Steuerzahler. In dem italienischen Abgabensystem kommt die ganze Unsitlichkeit der herrschenden Klasse zum Ausdruck, die die unteren Schichten erst verarmen und in Unwissenheit verkommen läßt und ihnen dann alle Lasten aufbürdet. Das Einnahmenbudget für das Jahr 1895/96 lautet:

Einkommen aus den Staatsgütern	87128904 Lire
Direkte Steuern	481583300 „
Stempelabgaben	215607000 „

*) Il nostro sistema tributario, Turin 1898.

Indirekte und Verbrauchsabgaben	655 050 000 Lire
Lotto	65 000 000 "
Ertrag aus öffentlichen Leistungen	81 890 000 "
Anderweitige Einnahmen	45 512 000 "

Zunächst fällt die ungeheure Summe der auf dem Wege der indirekten Steuer erhobenen Abgaben ins Auge, die fast ausschließlich auf den weniger besitzenden Klassen lasten. Mit Einschluß des Lotto sind es 720 Millionen, beinahe die Hälfte des gesammten Einkommens, mehr als die Hälfte, wenn man nur die Abgaben betrachtet und die 87 Millionen abzieht, die das Staatspatrimonium abwirft, während in Großbritannien nur 265 Millionen Lire oder $\frac{1}{12}$ des Gesamteinkommens, in Preußen nur 68 Millionen Mark, $\frac{1}{27}$ des Gesamteinkommens, aus indirekten Steuern besteht. Zählt man zu den 720 Millionen, die der Staat erhebt, noch die Summe von annähernd 200 Millionen hinzu, die in der Form des Octroi von den Gemeinden erhoben werden, so steigt die vorwiegend von den armen Schichten getragene Steuerlast auf nahezu eine Milliarde. Dann kommt die Gebäudesteuer, die 16 bis 25 Prozent des Reinertrages beträgt, aber durch die Summe der verschiedenen Zuschlagsteuern auf 42 Prozent steigt. In den Städten namentlich wird diese Steuer zum großen Theil auf die kleinen Wohnungen überwälzt, während sie auf dem Lande direkt den Besizer trifft und besonders den kleinen Besizer übermäßig belastet. In Italien kommen auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Hausbesitzer $3\frac{1}{2}$ Millionen Miether. In den großen Städten kann die beschränkte Zahl der Hausbesitzer, dank dem beständigen Zufluß in die Stadt, die Steuerlast ohne Rest auf die Miether abwälzen, so daß sich hier die direkte, die Besizer treffende Abgabe in eine indirekt vom Miether erhobene verwandelt; in den kleinen Orten ist diese Ueberwälzung nicht möglich, weil Bewohner und Besizer meist eine Person sind und weil die Entvölkerung zu Gunsten der großen Centren eine Steigerung des Miethzinses nicht zuließe. Zum großen Theil lastet also auch diese Steuer auf den bedürftigsten Schichten.

In Frankreich werden an Grundsteuer durch Staat und Gemeinde im Ganzen 16 Prozent des Reinertrages, in Deutschland 15 Prozent, in Oesterreich 19 Prozent, in England 20 Prozent erhoben; für Italien ergibt sich, wenn man staatliche, provinciale, kommunale Steuern und die Zinsen der Hypothekarschuld*) addirt, ein Belastungsverhältnis des Bodens, das von 30 bis 50 Prozent des Reinertrages schwankt. Zieht man nun in Betracht, daß in Italien von 4 800 000 Grundbesitzern 4 500 000 eine jährliche Steuerquote von weniger als 40 Lire zahlen, so kann man sich eine Vorstellung

*) Die namentlich auf dem Kleinbesitz lastende Hypothekarschuld ist von sechs Milliarden im Jahre 1872 auf mehr als 10 Milliarden im Jahre 1895 gestiegen und übertrifft ein Drittel des Werthes von Grund und Boden.

von der trostlosen Lage machen, in der sich die Familien dieser kleinen Landleute befinden. Die Wucherer, die den unglücklichen Eigenthümer gegen einen besonderen Kontrakt, der schon im Voraus einer Pfändung gleichkommt, Darlehen geben, und die Kreditanstalten, die die Entwicklung der Landwirtschaft heben und fördern sollten, funktionieren in gleicher Weise als neue Ursachen des Niederganges und Ruins. Die Darlehen werden gegen so ungünstige Bedingungen gegeben und der Markt für die landwirtschaftlichen Produkte ist so gedrückt, daß die Besitzer unerbittlich ihr kleines Gut verlieren müssen, das zwei- oder dreimal mehr werth ist als die geliehene Summe, die etwa für die Steuer und den Unterhalt der Familie während des schlechten Jahres ausreicht. In der That rekrutirt sich die italienische Auswanderung, die von 90000 im Jahre 1879 auf 306000 im Jahre 1896 gestiegen ist, mehr als zur Hälfte aus der Zahl der Landarbeiter, die ihre letzte Habe verkaufen, um jenseits des Ozeans einen gaslicheren Boden zu suchen.

Schon die wenigen Hinweise, die hier der Raum gestattet, geben einen Begriff von der ungeheuren Unbilligkeit der Abgabenvertheilung und dem Mißverhältniß zwischen Steuerlast und wirthschaftlicher Tragkraft. Außerordentlich hohe indirekte Abgaben, die hauptsächlich die arbeitenden Schichten drücken, direkte Steuern auf den Gebäuden, auf Grund und Boden (481 Millionen, ohne die provinzialen und städtischen Zuschläge) von so übermäßiger Höhe, daß man sie nicht mehr als vom Einkommen erhoben ansehen kann, sondern als direkte Verkürzungen des Kapitals, — kurz, ein Abgabensystem, unter dessen Druck der Kleinbauer, der Kleinkaufmann, der kleine Gewerbetreibende sich vielleicht der Illusion hingeben kann, durch seine Arbeit einen Ertrag zu erzielen, während in Wirklichkeit dieser Ertrag — abgesehen von den Schwierigkeiten allgemeiner Natur — unfehlbar vom Fiskus aufgesogen wird, dank einer Reihe systematisch durch den Staat und die herrschende Klasse geschaffener Bedingungen, so daß der kleine Mann nach einigen Jahren zwecklosen Mühens nicht nur seine Arbeitskraft, sondern auch sein geringes Kapital verbraucht findet. In einem ganzen Band könnte man nicht die volle Trostlosigkeit der italienischen Verhältnisse schildern, die Abgabenlast, die die Bevölkerung erdrückt, die Klientenwirtschaft, das Gänstlingswesen, die Interessenpolitik Derer, die ohne Arbeit und mit geringem Risiko jede Gelegenheit erspähen, um ihre ohnehin stattliche Rente zu erhöhen, das ganze ausgedehnte, vielmaßige Raubsystem, das die soziale Entwicklung des Landes niederhält.

Ein Blick auf die Preise einiger Waaren möge die praktischen Folgen dieses Systems illustriren helfen. Die folgende, der angeführten Arbeit Floras entnommene Tabelle stellt dem thatsächlichen Productionwerth die Abgabe und die durch sie bewirkte Preiserhöhung (auf je 100 des Herstellungswerthes berechnet) einander gegenüber.

Waaren	Einheit	Durchschnittlicher Werth im Jahre 1896	Einfuhrzoll		Staatliche und kommunale Verbrauchs- abgabe *)	
			absolut	p. Cent	absolut	p. Cent
Wein	Liter	..... 0,25 Lire	0,20	807	0,10	40
Alkohol	"	..... 0,43 "	1,80	420	—	—
Reis	Kilogramm	..... 0,27 "	0,11	40,8	0,06	22,2
Petroleum	Liter	..... 0,16 "	0,48	300	0,06	37,05
Zucker	Kilogramm	..... 0,37 "	0,99	268	0,13	35,12
Weizen	Doppelcentner	..... 15,00 "	7,50	50	—	—
Weizenmehl	Kilogramm	..... 0,24 "	0,12	50	0,03	12,50
Weizenbrot	"	..... 0,25 "	0,16	64	0,04	16,00
Kaffee	"	..... 2,20 "	1,50	68,2	0,15	6,08
Salz	"	..... 0,02 "	0,38	1900	—	—

Wie die Tabelle zeigt, variiert der Preisaufschlag, den die Abgaben bewirken, von 50 bis 1900 Prozent. Bedenkt man, daß er die nothwendigsten Lebensmittel trifft, daß z. B. das Brot um 80 Prozent seines Werthes verteuert wird, so wird die Annahme nicht übertrieben erscheinen, daß der Arbeiter, dessen Durchschnittslohn für Italien etwa auf 2 Lire anzusehen sein dürfte, täglich 50 Cent, den vierten Theil seines Lohnes, an indirekten Abgaben dem Fiskus entrichtet. Gegenüber dieser ungeheuren Belastung sehen wir das Kapital, das einen überwiegend großen, stets wachsenden Bruchtheil des Reichthumes der italienischen Bourgeoisie ausmacht, von dem geringen Satz von 10 bis 15 Prozent getroffen, einer Quote, die man dreißt auf 10 Prozent reduzieren kann, in Anbetracht der ungeheuren Steuerhinterziehungen durch Verheimlichung der wahren Revenuen, einem der Mittel, durch die sich die Bourgeoisie selbst von dem kleinen Theil der Abgaben zu entlasten sucht, den sie zu tragen vorgiebt.

Im vorigen Sommer ordnete das Ministerium, bedenklich gemacht durch die finanziellen Schwierigkeiten des Staates und durch die offenkundige Ungerechtigkeit in der Besteuerung verschiedener Großkapitalisten und Industriellen, eine Neueinschätzung einiger Einkommen an. Gegen ein so festes Vorgehen lehnte sich die Bourgeoisie wie ein Mann auf und brachte unter Mitwirkung eines Theils des Kleinbürgertumes, das nicht begriff, um was es sich eigentlich handelte, eine Agitation zu Stande, die sich über das ganze Land erstreckte. Die Folge war eine Verordnung, die den Mächtigen den

*) Die kommunale Verbrauchsabgabe ist die von der Stadt Genua erhobene, die allerdings die höchste in ganz Italien ist.

Genuß ihrer Sonderstellung ungestört ließ, während die Neueinschätzung und höhere Belastung der kleinen Besitzer ruhig ihren Fortgang nahm.

Mehrere Male habe ich die Liste der Steuerzahler eines Bezirkes in Ligurien vor Augen gehabt, in der mit einem Jahreseinkommen von 40000 Lire Leute eingeschätzt waren, die Fabriken mit mehreren tausend Arbeitern besitzen, die alljährlich für einige Millionen Waaren absetzen und nicht allein nach der öffentlichen Meinung, sondern auch nach dem Prunk und Luxus ihrer Lebenshaltung, nach den Palästen, Parks, Villen u. s. w. mindestens 400 bis 500000 Lire jährlich verbrauchen. Ein genueser Großindustrieller, Figari, in dessen Textilfabriken Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen gegen einen Tagelohn von 1, 1,50 bis 2 Lire arbeiten, beantwortete in diesem Winter einen Versuch, seinen thatsächlich unmöglichen Steuersatz für eine Fabrik zu erhöhen, mit der plötzlichen, von einem Tage auf den anderen verfügten Schließung der Fabrik; er erklärte ganz einfach, so hohe Steuern wolle er nicht zahlen. Die Arbeiter machten Anstalten, gegen ihre unvermittelte Arbeitslosigkeit zu protestiren, und der Präsekt ließ die Steuersumme wieder auf die frühere reduzieren. Die Fabrik wurde von Neuem geöffnet. So geht die herrschende Klasse in Italien mit den Gesetzen um, die sie selbst gemacht hat.

Und nicht nur die Industriellen treiben es so. Hier das Verzeichniß Derer, die in der Ausübung liberaler Berufe ein Jahreseinkommen von über 10000 Lire versteuern: Aerzte 35, Rechtsanwälte 66, Notare 16, Ingenieure und Architekten 11. Es ist unnöthig, zu sagen, daß diese Zahlen absolut lächerlich sind. Jeder Mensch weiß, daß viele unserer Aerzte und Rechtsanwälte mehr als 50- und sogar 100000 Lire jährlich verdienen und daß die angeführten Zahlen von dem thatsächlichen Einkommen der betreffenden Berufsarten gar keinen Begriff geben können.

Zu all diesen Mißständen kommt noch hinzu, daß von den 16 Milliarden unserer Staatsschuld, für die ein effektiver Zinsfuß von 4,20 Prozent bezahlt wird, nach den neuesten Erhebungen 9 Milliarden italienische Kapitalien sind, etwa ein Sechstel des gesammten Nationalreichthumes, die so der produktiven Anlage in agrarischen und industriellen Unternehmungen, wo sie so dringend nöthig wären, entzogen sind, während die 500 Millionen jährlicher Zinsen in der brutalsten Weise den erschöpften Kräften des Bodens und der Arbeit ausgepreßt werden. Die Bourgeoisie hat ein sicheres und bequemes Mittel, ihre Kapitalien anzulegen; was gilt Dem gegenüber das Dar-niederliegen von Ackerbau, Industrie und Handel, die stets wachsende Verelendung! Es ist leicht, zu verstehen, daß das Mißverhältniß zwischen den der Circulation entzogenen Kapitalien und dem Nationalreichthum eine nicht unwesentliche Ursache des wirtschaftlichen Tiefstandes ist, gegen die die verschiedenen Ministerien weder wirksam ankämpfen konnten noch wollten, die sie

sogar durch ihre kostspielige Politik zu erhalten gezwungen waren, eben so wie sie, um das Budget im Gleichgewicht zu erhalten, wozu die regelmäßige Einnahme nicht genügte, in wahrhaft erschreckender Weise das Patrimonium des Staates verringern oder auch durch Emission von Eisenbahnaktien u. s. w. die Staatsobligationen vermehren und den Kapitalien profitable Anlagegelegenheiten schaffen mußten.

Wie summarisch und unvollständig diese Darlegung auch sei, ob in ihr auch viele der Verfallsursachen unerwähnt bleiben mußten oder nur flüchtig berührt werden konnten: ich glaube doch, durch die wenigen, offiziellen Veröffentlichungen entnommenen Bissern den Leser überzeugen zu haben, daß in Italien die Stunde einer sich durch die Umwandlung der Wirtschaftsform aufzwingenden Umwälzung, wie sie der Sozialismus zu beschleunigen und zu lenken für seine Aufgabe hält, noch lange nicht gekommen ist, während die Zustände im Lande so sind, daß wahrlich nicht der sozialistische „Umstürzler“ Unzufriedenheit zu säen braucht. Ohne Zweifel werden die verschiedenen kommenden Ministerien völlig außer Stande sein, die wirtschaftliche Lage zu heben und das Finanzwesen zu verbessern. Die radikalen Reformen, die dazu nötig wären, stehen in zu großem Widerspruch zu dem Geist und den Interessen der herrschenden Klasse, die, gleich dem Kinde, nur dort eine Gefahr sieht, wo sie unmittelbar und greifbar vor ihr steht; auch fehlt es an Männern, die die Ursachen der heutigen Lage zu verstehen und den Komplex von Veranlassungen zu übersehen vermöchten. Was kann man von einer Klasse erwarten, die in mehr als vierzig Jahren nichts fertig gebracht hat, als das Land auszufaugen und beispiellose Unsittlichkeit sowie völlige Untüchtigkeit zur Regierung zu zeigen, — und sei es nur zu einer Regierung im eigenen Interesse? Sie schämt sich nicht, die Freiheit im Munde zu führen, während sich Bestechung, Privilegien, Bergewaltigung in jedem Zweig der staatlichen und kommunalen Verwaltung breit machen. Wenn sie der Armee Loblieder singt, so thut sie es, weil sie von ihr den Schutz ihrer Sonderstellung erwartet; sie preist die Monarchie, weil sie das Prestige ausnutzen will, das dieser geblieben, die Wissenschaft, so lange diese ihre Klassenprivilegien nicht antastet, redet dem Kleinbürgertum und Proletariat zum Munde, so lange sie alle Lasten, alle Scherelei, alle Ungerechtigkeit geduldig ertragen, so lange sie stumpf und still die Handlanger für die eigene Entredung und Ausbeutung sind. Aber nicht einmal vom eigenen Interesse hat diese Bourgeoisie eine klare Vorstellung, wenn es gilt, über den heutigen Tag hinauszusehen. Sie denkt, fähig und regiert, als sei die Welt in den letzten fünfzig Jahren nicht vom Fleck gekommen. Das Vaterland! Das ist das Wort, das immer herhalten muß: im Namen des Vaterlandes, für die Religion des Vaterlandes hat das Heer in diesem schweren Moment die schmerzliche Aufgabe auf sich genommen, die

Schaaren von Uebelthätern zurückzuwerfen, die der Freiheit und Gerechtigkeit den Untergang drohten. Es wäre zum Lachen, wenns nicht so traurig wäre. Der Hinweis auf eine vierzigjährige Regierung giebt solchen Worten Kraft und Mark, — auf eine Regierung, die das Land dahin gebracht hat, wo es heute steht.

Man lächelt jetzt befriedigt über den Sieg, den lächerlichen Sieg der italienischen Waffen über waffenlose Männer, von Entbehrung und Anstrengung ausgemergelte Weiber, man lächelt über den Schrecken, den man gefürchtet zu haben glaubt, man lächelt besonders zufrieden bei dem Gedanken, der sozialistischen Schlange den Kopf zertreten zu haben, der Hauptursache all dieser Uebel und all der überstandenen Angst. Ich habe im Anfang darauf hingewiesen, daß in Italien weder die geschichtlichen noch die wirtschaftlichen Bedingungen für eine revolutionäre Aktion der Sozialisten gegeben sind. Wohl wächst ihre Zahl und ihr Einfluß mehr, als man im Allgemeinen annimmt, ihre erziehende, Gerechtigkeit und Sittlichkeit verbreitende Propaganda gewinnt beständig Boden, aber trotzdem, abgesehen von der klaren Rechenhaftigkeit, die sich die Sozialisten von ihrer Kraft und von ihrer Aufgabe geben, würde ihnen das wirtschaftliche Substrat fehlen, wie leider auch das moralische, Bildung und Erziehung des Volkes, bis heute noch vielfach mangelt. Gerade dieses noch nicht dem Sozialismus gewonnene Volk, das sich zu keiner politischen Partei bekennt, erhebt sich unter der erdrückenden finanziellen und wirtschaftlichen Last und schreit nach Brot. Es war eine blinde Revolte, für Alle, die nicht blind sind, gleichzeitig ein Symptom und eine Warnung. Mit ihr könnte eine Revolution beginnen, — keine proletarische Revolution, sondern eine Kleinbürgerliche, durch eine allzu trostlose, allzu verzweifelte Lage der Kleinbesitzer herausbeschworene. Der Arbeiter kann seine Arbeitskraft auf den ausländischen Markt tragen: der Kleinbauer, der Krämer, der Handwerker wartet den Gerichtsvollzieher, der ihm sein Viehchen Habe und Gut nimmt, im Vaterlande ab. Gewiß wird auch das Proletariat, auch die ganz besitzlose Masse an einer Revolution theilnehmen, aber in seinem unmittelbaren Interesse wird sie nicht ausgefochten. Es ist das Kleinbürgerthum, das zwischen ausländischer Konkurrenz und inländischem Fiskalismus erdrückt wird und noch eine Spanne Leben zu extroyen sucht. Heute war es eine amorphe, planlose Bewegung, morgen wird sie, wenn nicht ein Regime wirtschaftlicher, finanzieller, politischer Freiheit die Sachlage ändert, kräftig genug sein, um freie Bahn für eine Umwandlung zu schaffen, deren wesentliche Bedingungen im Lande gegeben sind. In dieser Bewegung kann dem Sozialismus nur eine sekundäre Rolle zufallen: seine wahre Thätigkeit beginnt später, wenn Italien die Kluft überschritten hat, die es heute von den anderen Ländern trennt.

Genf, am dreißigsten Juni 1898.

Giovanni Verda.



Nervenheilstätten. *)

Im ersten Jahrgang der „Zukunft“ hat Professor Albert Eulenburg über die Nervenheilstätten gesprochen. Er rechnet sich zu den „frühesten Befürwortern“ der Sache, aber er scheint ein gefährlicher Freund zu sein; bei ihm sieht das Befürworten dem Bekämpfen verzwweifelt ähnlich. Er erzählt, daß jetzt zum ersten Mal in Berlin der Versuch gemacht werde, für minder bemittelte Nervenranke eine Heilanstalt zu gründen. Die Anregung zu diesem Unternehmen hat mein Aufsatz „Ueber die Behandlung von Nervenranke und die Errichtung von Nervenheilstätten“ gegeben und in der neuen Anstalt sollen die von mir empfohlenen Grundsätze der Behandlung Geltung haben. Einige hochherzige Männer haben beträchtliche Summen zu diesem Zwecke gestiftet und sie sind eben dabei, durch Sammlung freiwilliger Beiträge das noch Fehlende herbei zu schaffen. Dieses junge Unternehmen „befürwortet“ Eulenburg dadurch, daß er seine Bedenken ausspricht und diesen den größeren Theil seines Aufsatzes widmet.

Die Hauptursache der Nervenrankeiten ist die vererbte Entartung. Dadurch, daß mehr oder weniger nerverranke Menschen sich verbinden und Kinder in die Welt setzen, entsteht die „unkloße“ Menschenorte, von der Eulenburg spricht. Die Noth des Lebens macht dann die Nervenrachen krank: Ueberanstrengung in der Schule, in der Familie, im Beruf, die Sorge um das tägliche Brot und die Hiet nach Reichthum, Ehrgeiz und allerlei Leidenschaften, dazu Kummer, Angst und Schrecken, der Alkohol und die venerischen Rankeiten. Welche unpopuläre Mittel Eulenburg dagegen anwenden will, sagt er nicht; aber vielleicht möchte er eine Reihe von Befehlen erlassen. Zunächst möchte er jedes Individuum, das eine bedenkliche Neigung zum Heirathen verräth, verpflichten, sich in einer Trennanstalt einer sechswohigen Beobachtung durch Sachverständige zu unterziehen. Ergiebt die Prüfung des Körpers und des Geistes Zeichen von Nervenrankeit, so ist die Ehe zu verbieten, in ersteren Fällen aber ist die Fortpflanzung unmöglich zu machen. Ferner wäre anzunehmen, daß Niemand sich der Ueberanstrengung, den Sorgen, dem Kummer und dem Schrecken aussetze. Doch Scherz bei Seite: die Sache liegt so, daß eine wirklich erfolgreiche Verhütung der Nervenrankeiten unmöglich ist. Das, was möglich ist, Belehren, Warnen, Streben nach gesünderen Lebensverhältnissen, Das wollen wir Alle, aber es ist nicht einzusehen, warum es nicht mit der Sorge für die Kranken vereinbar sein oder diese Sorge überflüssig machen sollte. Gewiß ist Verhüten besser als Heilen; aber warum soll nicht Beides versucht werden, so weit es möglich ist?

Die Motive, die die Gesunden veranlassen, sich der Kranken anzunehmen, sind verschiedenartig. Das stärkste ist die Angst, selbst krank zu werden. Daher die Bereitwilligkeit, bei akuten Seuchen zu handeln und sich allerlei gefallen zu lassen. Obwohl die akuten Seuchen, die Cholera z. B., Kinderspiele gegen die

*) Herr Dr. Möbius, dessen Aufsatz über Nervenheilstätten der Geheimrath Eulenburg hier citirt hat, wünscht, auch an dieser Stelle noch einmal über das Ziel seiner Pläne zu sprechen. Diesem Wunsch kann schon im Interesse der wichtigen Sache die Erfüllung nicht versagt werden; doch wird Mancher den Eindruck haben, daß Herr Dr. Möbius Eulenburgs gute Absicht mißverstanden hat.

chronischen sind, erregen jene die Menschen, lassen diese sie ziemlich gleichgiltig. Nach der Angst kommt der Wunsch, die Ordnung des Lebens aufrecht zu erhalten. Kranke sind außerordentlich störend, am Meisten die Geisteskranken. Um sie los zu werden, hat man die Irrenhäuser erbaut (nicht etwa aus Liebe). Im Mittelalter trieben vielfach religiöse Vorstellungen (Gehorsam gegen das kirchliche Gebot und Hoffnung auf göttlichen Lohn, gemischt mit Menschenliebe) zur Krankenpflege. Neuerdings sind das Interesse an der Wissenschaft und das Streben, durch gemeinnützige Thätigkeit sich selbst vorwärts zu bringen, dazugekommen und hier und da spielt auch die reine Menschenliebe mit.

Von der historischen Entwicklung ist die vernünftige Krankenpflege zu trennen. Nicht alle Kranken können gleichmäßig gepflegt werden. Zuerst kommen Die daran, die es am Meisten brauchen, dann Die, deren Wiederherstellung im allgemeinen Interesse besonders zu erstreben ist. Man hat zu beachten die Hilfslosigkeit, die Gefährlichkeit und die Heilbarkeit. Der Hilfe bedürfen Alle, die ohne Hilfe zu Grunde gehen würden, wie viele akut Kranke, viele Geisteskranke u. s. w., aber auch Alle, die durch ihre Krankheit zum Erwerb unfähig geworden sind. Gefährlich sind außer den gemeingefährlichen Irren die ansteckenden Krankheiten Leidenden. Die Heilbarkeit ist bisher am Wenigsten berücksichtigt worden. Betrachten wir die außer den Irren wichtigsten drei Gruppen chronisch Kranker, die venerisch Kranken, die Tuberkulösen und die Nervenkranken. Wir sehen dabei gleich, daß unsere Einrichtungen nicht recht rationell sind. Die venerisch Kranken sind höchst gefährlich und relativ leicht heilbar. Da sie jedoch in der Regel nicht der Hilfe bedürfen und ihre Gefährlichkeit nicht augenfällig ist, kümmert sich die Gesellschaft fast gar nicht um sie, läßt das Uebel fortwuchern und macht den entscheidendsten Dingen gegenüber die Augen zu. Es bleiben die Tuberkulösen hier, die Nervenkranken da. Daß man bis in die neueste Zeit für diese beiden Gruppen so gut wie nichts gethan hat, gereicht der Gesellschaft nicht sehr zur Ehre. Doch ist zu bedenken, daß erst die Bedingungen des modernen Lebens die Uebelstände groß werden ließen. Die Tuberkulösen und die Nervenkranken sind der Hilfe bedürftig, aber jene mehr als diese, denn diese brauchen eine Krankenpflege im engeren Sinn gewöhnlich nicht, ihr Hauptübel ist die Unfähigkeit zum Erwerb. Die Tuberkulösen sind gefährlich, die Nervenkranken sind es nicht, wenn man von moralischen Nachtheilen absieht. Die Gefährlichkeit der Tuberkulösen ist zwar durchaus nicht so groß, wie das von gewissen einseitigen Lehren in Angst versetzte Publikum glaubt, aber sie ist vorhanden und hat ihren Theil an der mitleidigen Liebe, die man jetzt den Schwindsüchtigen entgegenbringt. Einen großen Unterschied macht die Heilbarkeit, denn die Tuberkulose tödtet, während die Nervenkrankheiten es nicht thun. Vom Standpunkt der Gesellschaft aus ist der Tod auch eine Kur. Wäre man vor die Wahl gestellt, entweder nur für die Schwindsüchtigen oder nur für die Nervenkranken zu sorgen, so müßte man diese wählen, weil für jene der Tod sorgt. Vollkommene Genesung ist auch bei Nervenkranken oft nicht zu erreichen, aber in der Mehrzahl der Fälle wird es durch eine zweckmäßige Behandlung gelingen, die Arbeitsfähigkeit ganz oder theilweise wieder herzustellen. Fast immer aber wird es möglich sein, durch richtige Gestaltung der Lebensverhältnisse den Nervenkranken, die nun einmal alt werden, ein erträgliches Leben zu schaffen und da-

mit ihren Familien auch. Dem gegenüber steht die Sache für die Schwindsüchtigen sehr ungünstig. Die günstigsten Bedingungen zur Heilung bieten die privaten Lungenheilstätten und doch erlangt hier nur ein kleiner Prozentsatz die Genesung, obwohl die Wohlhabenden bei den ersten Zeichen der Krankheit das Nöthige zu thun vermögen, obwohl Viele von ihnen lange genug in der Anstalt bleiben können und obwohl die Reisten bei ihrer Rückkehr günstige Lebensverhältnisse finden. Die Armen dagegen müssen arbeiten und thun es, ohne den Arzt zu fragen, so lange es geht; sie kehren, wenn sie gebessert aus der Anstalt entlassen werden, in die alte Noth zurück, die ihnen keine Schonung erlaubt. Was wird der Erfolg sein? Die meisten Gebesserten werden nach einiger Zeit wieder erkranken, inzwischen werden sie aber einige tuberkulöse Kinder gezeugt haben. Auch in Beziehung auf die Nachkommenschaft stehen die Nervenkranken besser da. Zunächst sind im Allgemeinen die Schwindsüchtigen sehr fruchtbar, die Nervenkranken nicht. Dann aber können diese auf ihre Nachkommen nur den ihnen angeborenen Grad von Nervenschwäche übertragen; ihr persönlicher Gehirnzustand ist ganz — oder fast ganz — ohne Einfluß. Beim Schwindsüchtigen aber steigt die Gefahr der Vererbung mit dem Fortschreiten der Krankheit, denn die Tuberkulose ist eine Vergiftung des Körpers und mit der Menge des Giftes wächst die Verderbniß der Keimstoffe. Ich will gewiß nicht gegen die Lungenheilstätten sprechen. Ich wünsche ihnen das beste Gedeihen; aber gegen die Einseitigkeit rede ich, mit der man jetzt die Lungenheilstätten als das Eine, was Noth thut, hinstellt.

Die Heilbarkeit der Nervenkrankheiten richtet sich nach dem Unterschiede zwischen dem primären Zustande und dem augenblicklichen Befunde. Unter dem primären Zustand verstehe ich den Grad der Entartung, der Einem eigenthümlich ist. Daran ist natürlich nicht viel zu ändern. Ist aber die Entartung gering oder minimal, wie es bei vielen Nervenschwachen, Leuten, die durch Ueberreizung erschöpft sind, der Fall ist, so kann im populären Sinne eine vollständige oder fast vollständige Heilung erzielt werden. Wenn dieses Ziel in Wirklichkeit oft nicht erreicht wird, so liegt es eben daran, daß die Leute nicht die Mittel dazu haben oder, wenn sie sie haben, nicht die richtige Behandlung finden. Die Mittel sind deshalb schwer zu haben, weil in allen ernstern Fällen die Heilung viel Zeit braucht und weil die erste Bedingung Abhaltung der Schädlichkeiten ist, zu den Schädlichkeiten aber recht oft Familie und Beruf gehören. Die Kranken müssen daher für längere Zeit aus ihren gewöhnlichen Verhältnissen entfernt werden, — und Das geht nicht, weil die Mehrzahl nicht Geld genug hat. Für die Wohlhabenden ist scheinbar auch jetzt gesorgt, da Nervenheilstätten, Wasserheilstätten, Bäder, Kurorte existiren. In Wahrheit finden aber auch die Wohlhabenden nicht, was sie brauchen, weil unsere Anstalten nicht so eingerichtet sind, daß die Kranken lange genug darin bleiben können. Wir behandeln jetzt die Kranken gewöhnlich mit Suggestionen, sei es, daß diese rein oder eingehüllt in Medizin, in Wasser, in Höhenluft, in Massage, in Elektrizität u. s. w. gegeben werden. Das ist ja ganz gut; und entbehrlich ist die heutige Behandlung nicht, aber sie ist nicht ausreichend, weil die Kranken in erster Linie Ruhe und Arbeit brauchen und weil man bei der bisherigen Behandlung nicht so lange aushalten kann, wie es nöthig ist. Es mag Einer einmal ein Vierteljahr lang in einem Badeort bleiben; ist er vorher noch nicht stumpfsinnig gewesen, so wird er es dort höchst wahrscheinlich geworden sein.

Weil es so ist, müssen Nervenheilstätten gegründet werden, d. h. Orte, wo die Kranken Frieden vor der Welt und Anleitung zu rechter Thätigkeit finden, wo sie leben lernen können. Und weil es den meisten Kranken an Geld fehlt, müssen die Leute, die Geld haben, seien es die einzelnen Reichen, seien es Genossenschaften, Kirche, Gemeinde, Staat, Geld hergeben zur Gründung von Nervenheilstätten. Das muß werden, denn es kann nicht so bleiben, wie es ist. Jetzt sind die armen Nervenkranken so schlecht wie möglich daran. Sie könnten gesund werden, aber sie werden es nicht, weil man nichts für sie thut. Es hat vielleicht ein Lehrer oder ein Beamter sich im Dienst des Gemeinwohles aufgerieben. Hat er Glück, so wird er geisteskrank, denn dann ist für ihn gesorgt, dann kommt er in eine schöne Anstalt, die mit dem Aufwande von Millionen gebaut ist. Gehört er aber zu den Nervenkranken, die geistig krank, aber nicht geisteskrank sind, so kann er sehen, wo er bleibt.

Ich will nicht weitläufig werden, sondern nur noch einige der Bedenken gegen die Nervenheilstätten besprechen. Man habe ungünstige Erfahrungen mit den Unfall-Nervenkranken gemacht. Das ist richtig. Diese Kranken sind aber auch das ungünstigste Material, das man finden kann. Sehr viele von ihnen sind unter allen Bedingungen gänzlich unheilbar. Aus ihnen allein eine Anstalt zu bilden, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen. Sie dürften nur vereinzelt zwischen andere Patienten verpflanzt werden. Die Nervenkranken sollen einander ungünstig beeinflussen. Das mag zum Theil für die jetzigen Anstalten gelten, wo die Kranken den größten Theil des Tages faulenzen und einander ihre Erfahrungen und Einbildungen erzählen. In der Hauptsache aber ist es nicht richtig. Man macht sich oft recht falsche Vorstellungen von den Nervenkranken. Gewiß giebt es unter ihnen zänkische, grillige, unleidliche Leute, aber die Mehrzahl der männlichen Nervenkranken ist nicht so, vielmehr haben die Meisten ein ausgeprägtes Friedensbedürfnis und wenig Reigung, sich um den Nächsten zu kümmern, sind daher für ein gemeinsames Leben ganz geeignet. Auch von geistiger Ansteckung kann nur bei einer geringen Zahl die Rede sein; die Mehrzahl eignet sich eben so selten die Beschwerden ihrer Mitkranken an wie die Frauen den Wahn Anderer. Wenn man immer an junge hysterische Weiber denkt, bekommt man eben ein falsches Bild. Verkehrt wäre es auch, wenn Jemand die Meinung ausdrücker, die Nervenheilstätte würde eine Simulanten-Schule werden. Ja, es giebt Simulanten, aber sie sind höchst selten. Von zehn Simulanten existiren neun nur in der Vorstellung der sie so nennenden Aerzte und sind ein trauriger Beweis ärztlicher Unwissenheit. Die Simulanten-Niederer ist geradezu eine Schande. Von all den Unfall-Nervenkranken, über die ich bisher Gutachten abgegeben habe, sind verhältnismäßig wenige nicht von diesem oder jenem Arzt für Simulanten erklärt worden. Ich aber habe bisher noch nicht Einen getroffen und ich kann es nur aufs Höchste bedauern, wenn ein Arzt sich nicht schämt, ohne die allerwichtigsten Gründe einen armen Arbeiter für einen Betrüger zu erklären.

Aus allen diesen Uebeln meine ich: Nervenheilstätten sind nöthig und werden, weil sie nöthig sind, entstehen.



Die Einfalt-Fabrikantin.

Wenn ich von einer Frau erzähle, der ich in jedem Winter in berliner Gesellschaften begegne, wird man meinen, sie zu kennen, denn sie ist typisch für eine bestimmte Klasse von Großstadtleuten. Zahlreich ist diese Klasse nicht; den meisten Menschen fehlen die Vorbedingungen: Geist und Geld.

Weißes braucht allerdings die Baronin Ruth von Sanden nur in beschränktem Maß, da sie es nach echter Frauenart versteht, mit Dem, was sie besitzt, Hans zu halten. Was es mit dem Geist für eine Bewandniß hat, werden wir noch sehen; über das Geld sei nur gesagt: sie vermag sich eine äußerlich anständige Unabhängigkeit zu schaffen, so daß sie mit Jedem, der ihr gefällt, verkehren und überall standesgemäß erscheinen kann. Wenn sie die Einladungen reicher Leute in ihrem kleinen, künstlerisch ausgestatteten Heim erwidert, versteht sie, den bescheidenen Festen ein originelles Gepräge zu verleihen und so zu verbergen, daß ihnen der Glanz und die Leppigkeit der Salons ihrer Millionenfreunde fehlen. Die Geselligkeit in ihrem Haus ist übrigens nur nebensächlich; ihr Haupttalent entfaltet die Baronin, wenn sie die Feste Anderer besucht.

Frau von Sanden ist von vornehmer Abkunft und die Wittwe eines hohen Offiziers. Ihr verstorbener Gatte hatte als Flügeladjutant Seiner Majestät Fühlung mit den Hofkreisen, als leidenschaftlicher Verehrer der Belletristik Beziehungen zu den Dramatikern und Romanciers der Hauptstadt. Daß er selbst Etliches in Gedichten und Theaterstücken jändigte, natürlich nur im Stillen und Pleinobscure, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Der Baron war sozusagen eine Brücke zwischen den Hofkreisen und den Leuten der Feder; und seine Wittwe übernahm die Erbschaft dieser Stellung. Es macht, neben ihrem eigenen Wesen, den Reiz ihres Hauses aus, daß man dort die verschiedenartigste und bunteste Gesellschaft findet. Vertreter der Bühne und des Exercierfeldes treffen hier auf neutralem Boden zusammen und mißfallen einander durchaus nicht, wenn auch die Exzellenzen mitunter über die Formlosigkeit der Theaterleute entrüstet sind. Aber „man mopft sich doch mal nicht“, heißt es dann wieder, und so kann man schon Manches in den Kauf nehmen.

Wie war nun die Baronin von Sanden in den Ruf einer geistreichen Frau gekommen, wie war sie dazu gelangt, die begehrte *pièce de résistance* aller eleganten Diners des berliner Westens zu sein?

Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte sie ihr Talent noch nicht ausgebildet; da wurde sie durch seine Stellung und ihre jugendfrische Schönheit getragen. Als aber ihr Gatte starb und Ruths Reize zu verblaffen begannen, überlegte sie, wodurch sie sich wohl neue Bedeutung geben könne. Mehr als platonisch Schönheit zu bewundern, lieben es die Menschen, auf deren Beifall es ihr ankommt, sich zu amüsiren, zu lachen, am Meisten, hinter dem Fächer oder hinter dem Schnurrbart über einen gewagten, gepfefferten Einfalt und über einen treffenden Dieb auf den Nächsten, der gerade nicht anwesend ist, zu lächeln. Lag da der Weg nicht vor ihr? Für einen Mann wäre der Ruf, die schärfste Zunge

von Berlin zu besitzen, gefährlich, für ihn giebt es Duell, er muß für seine boshafteste Rede Rechenschaft geben. Eine Frau dagegen plaudert hin, was sie will, was sie zu verantworten und was sie nicht zu verantworten vermag. Baronin Ruth kannte alle Leute der Gesellschaft und hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß; sie brauchte keine Rücksicht zu nehmen, sie war vollkommen unabhängig. Alle diese Eigenschaften bestimmten sie zur Salonsatirikerin.

Nachdem Frau von Sanden einmal gesehen hatte, welcher Erfolg sich durch die humoristische Darstellung der Schwächen ihres Nächsten erzielen ließ, beachtete sie dieses Feld mit verdoppeltem Eifer und machte es zur Stätte höchster Kultur.

Über wie fern war sie von der üblichen scharfen Zunge der kleinen Städte! Sie betrieb das Geschäft wissenschaftlich, sie machte eine Kunst daraus. Ihr lag auch nicht daran, dem Nächsten zu schaden, sondern nur daran, eine Zielscheibe für ihren Witz zu haben. Ja, sie liebte gewissermaßen ihre Opfer, weil sie ihr Gelegenheit gaben, geistreich und unterhaltend zu sein; sie hatte eine Art Barmherzigkeit für alle Menschen, deren Schwächen sie in Gesellschaft geißelte, und sie liebte sie um so mehr, je mehr Angriffsfläche sie ihr boten, je drolliger sich ihre Eigenheiten ausgestalten ließen.

Der Witz der Baronin wurde durch ihre große Fähigkeit, Stimmen und Geberden nachzuahmen, unterstützt. Wenn Das, was sie sagte, auch nicht immer überraschte, so war es doch unwiderstehlich komisch, die Abwesenden in charakteristischer Eigenthümlichkeit dargestellt zu sehen, gleichsam eine Quintessenz des Lächerlichen zu vernehmen, das fast jedem Menschen anhaftet.

Doch nicht auf dies Talent nur gründete die Baronin ihren Ruf. Noch ein Mittel führte sie zum Ziel. Sie hielt in ihrem Kopf satirische Ausprüche bereit, wie ein Geschäftsreisender ein Musterlager in der Tasche hat. Ruths verblüffende Bemerkungen waren nicht, wie es schien, das Ergebnis eines glücklichen Einfalles, einer augenblicklichen übermüthigen Laune, sondern sorgsam vorbereitete, mühsam gezeigte kleine Kunstwerke. Es war Ruths Lebensaufgabe, diese sogenannten plötzlichen Einfälle vorzubereiten und zu erinnern; sie verbrachte Tage, Wochen, ja Monate damit. Hatte sie einen satirischen Gedanken gefaßt, so wurde er nicht wahllos in die Gesellschaft geschleudert, nein: er bestand mehrere Proben und schließlich eine Generalprobe. Die Baronin hätte ihren Ruf nie durch eine Aeußerung gefährdet, die nicht zündete. Sie versuchte erst die Wirkung in einem kleinen Kreise, in dem ihr Ruf zu fest stand, um erschüttert werden zu können; sie beobachtete dann, wie der Einfall auf die Einzelnen wirkte. Sollte er packend und doch fein sein, so mußten die Schnellen ihn gleich erfassen und ihr verständnißvolles Lächeln mußte zeigen, daß er Widerhall fand, so mußten die Langsamen sich erst verwundert besinnen und auflachend ein Echo des Beifalles der Andern bilden.

Dem echten Kunstwerk merkt man den sauren Schweiß, den es gekostet hat, nicht an; man glaubt es in einem gottbegnadeten Augenblick entstanden, sozusagen aus dem Aermel geschüttelt. So sollte es auch mit den satirischen Ausprüchen der Baronin sein. Das war ihr Streben. Man konnte ihr nicht mehr schmeicheln, als wenn man ihre Trägheit schalt und sagte: „Ja, Sie, — Ihnen fliegt Alles an. Dem Seinen giebt es der Herr im Schlaf.“ Niemand ahnte, wie diese Frau arbeitete, unermüdet, hart arbeitete. Sie studirte Mabelais und Montaigne, Auguste Barbier und Voltaire. Sie las Friedrich

Niejsche, um ein Paradoxon mit Eleganz und Grazie, mit prägnanter Kürze und poetischem Bilderreichthum nach diesem Vorbilde auszuformen.

Wenn Ruth auch im Allgemeinen sich auf Personen der Gesellschaft als Witzobjekte beschränkte, so kannte sie doch alle Erzeugnisse der Literatur und Sprach darüber; sie nahm das Gute, oder vielmehr das Scharfe, wo sie es fand. Sie bevorzugte die Alten und die Franzosen, weil die meisten Salonmenschen sie dort bei einer Witzankleihe nicht zu kontrolliren vermochten. Sie hatte einen förmlichen Instinkt dafür, den Trick jedes Autors, Das, was man an ihm parodiren kann, herauszuspüren, nachzuahmen und für ihre Zwecke zu verwenden: eine Redeform, das Gegenüberstellen verschiedenartiger Dinge, die Art, eine Sache anzuschauen.

Um ihren nicht sehr gefüllten Beutel zu schonen, zog sich die Baronin in jedem Sommer zu Freunden aufs Land zurück. Die naiven Leute dort wurden mit den Brocken unterhalten, die der vergangene Winter übrig gelassen hatte, mit den harmlosen und wenig gepfefferten Geschichten, mit etwas Wald- und Wiesenlustigkeit und Witz, — immer noch genug, um die Anwesenheit des Gastes als eine Festzeit erscheinen zu lassen. Die Ferien ihrer Thätigkeit benutzte Frau von Sanden, um neue Tricks für die kommende Feldzugszeit des Winters zu erfinden, um neue, unerhörte „Einfälle“ zu erfinden.

Im lachenden Sonnenschein dachte sie an die von elektrischem Licht durchstrahlten Salons, beim Duft der Rosen und des Napiers an die Modeparfums der Weltkamen, bei dem Saßen schlafhaartiger und rothbäckiger Landmädchen an schmale, blasse Gesichter, die durch das Amüsiren müde geworden sind und die eines starken Stachels bedürfen, um wieder lächeln zu können, um unter den matten, schweren Vidern einen Blitz des Verständnisses hervorschießen zu lassen. Im Park und im Walde, bei warmem Sommerlicht schmiedete Ruth ihre „Einfälle“ des Winters, nachdem sie vorher eine geistige Gymnastik durch das Lesen Dessen getrieben hatte, was die witzigsten Köpfe erdacht und niedergeschrieben haben. So kommen in schwerer Geburt die graziösen Aperçus ans Licht, die als Kinder des Augenblickes, als schlagfertige Erwiderungen die Gesellschaft entzücken.

Die Baronin ist aber nur so lange schlagfertig, wie sie die Unterhaltung leitet. Bis jetzt hat sie es verstanden, das Gespräch zu führen, es dorthin zu lenken, wo sie ihre glänzenden Einfälle anzubringen vermag. Sollte aber eines Tages eine Andere ihr die Leitung des Salongesplauders entreißen, dann würde Ruth von Sanden nackt und bloß dastehen, das bunte Lappengewand, das sie so materlich im elektrischen Licht zu drapiren versteht, würde ihr von den Schultern fallen.

Wünschen wir ihr Das?

Verschieden würde die Frage beantwortet werden. Viele werden die Baronin verdammen, weil ihr Witz Opfer fordert und weil er unecht ist. Andere werden ihr dankbar sein und sich geschmeichelt fühlen, daß sie auf Stelzen des „sechsten Einvergleitet, um uns zu ergöhen, statt bequem auf eigenen Augen gehen wie wir Anderen.“

Lassen wir der Stacheligen ihr Stedenpferd, befolgen wir den Rath des spanischen Sprichwortes: kämpfenden Toreros und schönen Frauen solle man nicht zu genau ins Angesicht schauen.

G. von Beaulieu.



Industriesorgen.

Viele Monate sind verstrichen, seit an dieser Stelle darauf hingewiesen wurde, daß über alle Einzelheiten der pariser Ausstellung unserer Elektrotechnik noch Ungewißheit herrsche. Wir sind inzwischen um keinen Schritt weiter gekommen. Unser Reichskommissar gilt für einen „entgegenkommenden“ Herrn; aber vielleicht ist ohne diese Eigenschaft bei den Franzosen heute eher Etwas zu erreichen. Trotzdem es hohe Zeit ist und die Gesellschaften schon ihre Dampfmaschinen bestellt haben, fehlen von Paris noch immer die näheren Angaben. Bisher hat man sich nur darüber geeinigt, daß für die Ausstellung eine große elektrische Centrale gebaut werden soll; die Hälfte der Stromversorgung sollen die Franzosen, die andere alle fremden Aussteller gemeinsam übernehmen. Da aber über die französische Hälfte bisher nichts zu erfahren war, wissen auch die fremden Aussteller nicht, wie die Sache für sie liegt, und auch die deutsche Abtheilung kann nicht nach Wunsch disponiren. Sollte den Franzosen vor einer Aufgabe grauen, die sie mit ihrer zurückgebliebenen Technik kaum bewältigen können? Den Gedanken an einen *clou*, von dem hier früher gesprochen wurde, hat die deutsche Kommission aufgegeben; da nach dem früheren Plan die Firma Siemens & Halske der Mittelpunkt des Ganzen geworden wäre, ist es anerkennenswerth, daß Herr von Siemens selbst dagegen stimmte. Hätte der *clou* versagt, so wäre eine ungünstige Stimmung für unsere ganze elektrische Ausstellung entstanden. Kommen die Deutschen aber, wie in der Kommission vereinbart wurde, mit einer großen Anlage von 2500 und sechs weiteren Anlagen bis zu je 1500 Pferdekraften, dann könnte ein etwa mögliches Mißglücken nur vereinzelt wirken. Am Liebsten würden unsere Elektrizitätswerke gar nicht ausstellen; sie konnten aber dem Wunsch der Regierung nicht gut widerstehen. Sie wissen: nur für überseeische Aufträge läme die pariser Heerzschau praktisch in Betracht, weil jenseits des Ozeans die amerikanische Konkurrenz stark ist und die Yankees fast noch unternehmungslustiger als die Deutschen sind; ihnen fehlen — zum Glück — nur unsere großen Trustgesellschaften als Helfer.

Die größte Anlage wird die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft bieten; zu diesem Zweck sollen die Dampfmaschinen schon bei Gebrüder Sulzer bestellt sein. Zwar wurde der Einwand erhoben, daß Winterthur in der Schweiz liege, Gebrüder Sulzer also nicht als deutsche Firma zu betrachten seien. Aber diese Firma hat ja eine Filiale in Ludwigshafen und verpflichtete sich, die 2500 Pferdekraftige starke Maschine an diesem Ort, wo man bisher nur kleinere Konstruktionen von ihr kannte, ganz und gar zu bauen und auch allen Zubehör von deutschen Fabriken zu beziehen. Nun war es beim besten Willen nicht mehr möglich, diese große Auslandsfirma noch als undeutsch zurückzuweisen; sie wird freilich unseren eigenen Dampfmaschinenfabriken künftig vielleicht eine nicht ungefährliche Konkurrenz machen. Die Schweizer selbst verhalten sich ablehnend, wo sie mit ihren eigenen Fabrikaten auskommen. Das hat die deutsche Maschinenindustrie und Elektrotechnik an manchem Beispiel erfahren. Nur unsere Hütten werden nicht klagen, denn die Schweiz hat eben keine Eisen- und Stahlfabrikation. Auch giebt sich kaum ein anderer Staat solche Mühe, die Industrie immer mehr heranzuziehen. Uebrigens haben die verschiedenen Kantone durchaus nicht die selben Erfolge. So machen in Bern und

Freiburg die Behörden die größten Anstrengungen; sie können mit guten Wasserkräften und niedrigen Arbeitslöhnen förmlich prahlen; und dennoch wächst dort die Fabrikation nicht recht. Dagegen sind die großen züricher Unternehmer, Sulzer in Winterthur, Escher-Wyß u. s. w., ganz auf Kohle angewiesen; und doch ist in diesem Gebiet ein großer Aufschwung sichtbar.

Die deutsche Elektrotechnik ist schon im Reich mehrfach von schweizerischen Firmen siegreich unterboten worden, — zum Theil wegen der größeren diplomatischen Geschicklichkeit der Unterhändler. Oft ist nämlich in unseren Städten nicht der Oberbürgermeister die Hauptperson, sondern der leitende Ingenieur, der, wenn er sich in das elektrische Fach einmal hineingearbeitet hat, eigensinnig in seine Ideen verliebt zu sein pflegt. Submittenten, die erklären, für solche neuen Pläne eines strebsamen Herrn keine Verantwortung übernehmen zu können, sind oft schon abgelehnt, bevor sie noch die Entscheidung des Magistrates in der Hand haben. Schließlich bleibt dann nur eine Firma übrig, deren Chefs geschmeidiger sind. Scheinbar gehen sie auf die neuen Ideen ein, handeln um Aenderung der verhängnißvollsten Punkte, thun, als ob der städtische Ingenieur selbst den Einfall gehabt habe, diese Aenderungen zu wünschen, sichern sich so die unbedingte Unterstützung des technischen Kommunalberaters und erhalten den Auftrag.

Das Neueste, was an ausländischer Gewandtheit auf diesem Gebiet geleistet wird, möchte ich „die Fabrik auf Rädern“ nennen. Eine unserer wichtigsten Handels- und Hafensstädte braucht eine elektrische Centrale, die auf ungefähre 2½ Millionen veranschlagt ist. Zunächst werden die verschiedensten Systeme geprüft. Unsere sieben großen Gesellschaften reichen Pläne ein, nach deren Sichtung das städtische Gutachten auf eine Anlage mit Drehstrom lautet. Dann folgt eine neue Submission mit bestimmten Vorschriften; zugleich werden vom Bauamt die Maschinen bestellt. Die hierauf eingehenden Offerten umfassen den Bau und zugleich den Pachtvertrag. Abermals wird gesichtet und geprüft; Gutachter sind neben dem leitenden Ingenieur Professoren in Zürich und München und ein hoher Eisenbahnbeamter. Aus der allgemeinen Konkurrenz wird schließlich eine engere, bei der Schuckert mit Siemens & Halske sich zu einem gemeinsamen Anerbieten verbinden. Außerdem kommt noch ein bekanntes deutsches Unternehmen und eine schweizer Firma in Betracht. Diese engere Wahl erfordert dann einige Rückfragen, da die Stadt den Strompreis und die Kündigungsfrist anders festgesetzt haben möchte. Die Antwort der Offerenten sagt, in diesem Fall sei eine neue Submission nötig, weil nun ja die Pachtbedingungen verschlechtert, die Angebote aber verbessert werden sollten. Dennoch wurde von dem erwähnten deutschen Hause das billigste Angebot eingereicht; da zeigte sich plötzlich aber, daß schon feste Abmachungen mit der fremden Firma vorlagen. Die schlauen Geschäftsleute hatten nämlich versprochen, im Fall des Zuschlages in der deutschen Stadt eine Fabrik zu errichten, und damit den Magistrat geldberr. Zuerst erwiderte man ihnen, sie bewähren ja schon in einer benachbarten Stadt eine Fabrik, die sie geschaffen hätten, als sie dort die Centrale errichteten. O nein, war die Antwort: Das ist nur eine Reparaturwerkstätte. Vor Jahren schuf man, um das Elektrizitätsgeschäft zu machen, in einer deutschen Stadt scheinbar also eine große Fabrik, während thatsächlich fast die ganze Fabrikation in den Etablissements des Mutterhauses jenseits der Grenze geleistet wird. Heute, wo dieser Bezirk abgegrast scheint, war aber überhaupt keine

Fabrik da, sondern nur eine Reparaturwerkstatt; die eigentliche Fabrik soll jetzt erst nach Deutschland kommen. Sind dann einige Jahre vorüber und macht auch die zweite Stadt Schwierigkeiten, so lockt wohl wieder eine dritte. Ihr versprechen die Herren abermals eine Fabrik und sagen, in der zweiten Stadt sei eben nur eine Reparaturwerkstätte. Die Fabrik auf Häbern wird also immer weiter gehoben. Bequemer kann man sich die Sache kaum noch machen. Den Städten aber, die die Submision der einen Gesellschaft nur benutzen, um auf die Bedingungen der anderen zu drücken, geschieht mit solcher Ueberlistung ganz Recht. Ein verständiger Magistrat sollte wissen, wie schwer es ist, einer Fabrik die Lebensbedingungen vorzuschreiben. Die Zahl der Arbeiter ist da die Hauptsache; und wenn die Bestellungen magerer oder die Lohnforderungen höher werden, läßt sich ein Etablissement nicht gut zwingen, etwa 500 Arbeiter zu halten. Die leider vielfach beliebte Behandlung der Projekte hat auch noch einen anderen Nachtheil. Ein Vorschlag kostet mit allen Beilagen mindestens 4000 Mark; sechs zurückgewiesene Offerten tragen also ungefähr 24000 Mark als unersehte Unkosten. Das sind Summen, die unserer Industrie einfach verloren gehen, — nur, weil die Städte sich heute eine geradezu souveraine Behandlung der Großindustrie angewöhnt haben. Schuld daran tragen natürlich die deutschen Elektrizitätswerke mit ihrer Eifersucht selbst. Alle Direktoren klagen darüber und alle sündigen doch auf diesem Gebiet.

Wie verkehrt aber auch zuweilen das Sparen ist, hat jetzt Herr von Poddieleski erfahren. Schwedens Vorbild, mit seinem einfacheren und deshalb billigeren Telephondienst, lockte ihn. Nun sind aber bei uns die Fernsprech-Einrichtungen schon billiger geworden; die Qualität braucht dabei ja gar nicht so fein zu sein, wie die Tradition Siemens sie durchgeführt hat. Während es nun bei der Reichspost gebräuchlich war, den alljährlichen Bedarf im Betrage von mehreren Millionen Mark durch eine beschränkte Submision unter acht oder zehn Firmen zu begeben, so daß die Lieferungen — zum Zweck rascher Erledigung — vertheilt wurden, beschritt Herr von Poddieleski einen anderen Weg: er hoffte auf Unterbietungen und ließ ganz neue Ausschreibungen ergehen. Auf diese Weise wurde der ganze Telephonbedarf an eine oder zwei Fabriken begeben; und die Folge war eine Verlegenheit vieler Postbezirke. Denn wenige Firmen können eben nicht so rasch liefern wie viele. Große Kautionen und Konventionalstrafen, die man auch früher schon kannte, können doch die unangenehme Lage der Telephonverwaltung nicht bessern. Interessant ist die Thatsache, daß die Verbilligung der Anlagekosten die Gebühren gar nicht berührt. Der billigere Apparat würde bei einer Gesamtanlage von hundert Mark etwa sechs Mark ersparen. Rechnen wir also Zinsen und Amortisation mit sechzehn bis zwanzig Prozent, so könnte man den Preis um ganze drei Mark herabsetzen. Das ist bei einem Jahresabonnement von hundertundfünfzig Mark nicht gerade viel. Und darum Räuber und Mörder!

Herr Dr. Paul Meyer in Berlin-Rummelsburg, der eine Stelle in dem Artikel „Falsche Stempel“ als „offenbar“ auf seine Firma zu beziehen ansehen will, erklärt, den „Unfug“, Meßinstrumente mit fremden Aufschriften zu liefern, habe nicht er eingeführt, sondern ein großes berliner Elektrizitätswerk; Meyers Spezialfabrik sei dann gezwungen gewesen, den selben Weg zu beschreiten. Pluto.



Victoria-Parf-Theater.

Wir kamen gemüthlich vom Belle-Alliance-Platz her, gingen am Kanalsufer entlang und wollten dann in die Großbeerenstraße einbiegen. Seit ein paar Stunden regnete es nicht mehr; aber die Badstubentemperatur in der feuchsten, von Wochen lang nun schon währenden Regengüssen durchweichten Stadt war abends namentlich, wo die Dünste lastend über den dicht bewohnten Straßen zu lagern scheinen, schwer zu ertragen und wir hofften, auf dem Kreuzberg einen frischeren Luftzug zu finden. Langsam schlenderten wir und hatten einander nicht viel zu sagen. Worüber auch plaudern? Ueber Dreyfus, Zola, Picquart, Labori und andere neudeutsche Nationalhelden? Der Esel an diesem gefährlichen Rummel, der von allen Seiten in Deutschland mit so sträflicher Leichtfertigkeit behandelt wird, war uns längst bis an den Hals gestiegen; und der Gedanke an die Helatomben Unschuldiger, die in Italien und in den — leider noch immer — spanischen Kolonien seit Monaten hingeschlachtet und in die Kerker gesperrt werden, war gewiß nicht geeignet, den Eifer für das Schicksal des auf die Teufelsinsel verbannten Semssohnes zu steigern. Oder sollten wir der Knabenstrategie unserer Presseleute nachahmen und mit dem jezt wieder so beliebten Gedankläckeln die angeblichen taktischen Fehler der Amerikaner beschwätzen? Oder gar zum tausendsten Male über die deutsche Gerichtspraxis seufzen, die sich in München eben wieder so herrlich bewährt hat? Abends vergiftet man gern die widrigen Eindrücke des Tages. So schritten wir schweigend einher; nur über das unselige Loos der armen Kanalschiffer, die mit der Kraft ihrer Schultern die schweren Lastkähne vortwärts stoßen müssen, wechselten wir ein paar Worte und fragten ob man etwa auch von diesen an eine rückständige, unsinnig gewordene Betriebsform gefetteten Leute verlangen wolle, daß sie in heißer Begeisterung für die heiligsten Güter der deutschen Kultur entbrennen. Dann blickten wir still wieder auf das Straßenbild. In kleinen Trupps zogen müde Arbeiter in die Destillation; Mädchen in hellen Blousen plauderten vor den Thüren oder erspähten an der Ecke den Liebsten, den der eflige Alte wohl wieder bis in die Nacht im Laden festhielt; ruhige Kleinbürger sahen aus den Fenstern; und auf dem Straßendamm verübten die Kinder den Höllenlärm, den der Berliner, wie einen wichtigen Theil der göttlichen Weltordnung, gedulbig erträgt und gegen den man nicht das leiseste Tadelswörtchen wagen darf, wenn man nicht als ein barbarischer Feind kindlich naiver Lust flink an den Gassenpranger gestellt werden will. Von der schweifenden Prostitution, die dem berlinischen Straßenleben sonst den bezeichnendsten Zug giebt, sieht man in diesen südwestlichen Seitenstraßen nicht viel; hier sind lohnende Abschlüsse nicht zu machen und die billigen Bajadereen, die am Fuß des Kreuzberges haufen, suchen für ihre Pürschgänge ein anderes, fruchtbareres Revier. An der Ecke der Belle-Alliance-Straße,

bei Jandorfs Waarenhaus, wo die Berliner sich jetzt in Schaaren für eine Mark und achtzig Pfennige photographiren lassen, scheiden sich die beiden Welten: die Fleischverkäuferinnen streben, für den Konkurrenzkampf gepuzt und gräßlich parfümirt, in die innere Stadt oder in die Gartenwinkelbörse des Belle-Alliance-Theaters; die kleinen Mädchen, Arbeiterinnen und Labendamen, die immer nur einen einzigen Lustflügel haben, suchen am Arm des Freundes den Weg ins Freie.

Das Alles hatten wir oft gesehen und achteten deshalb kaum noch des gewohnten Schauspiels. Uns lockte der Viktoria-Park, der vor zehn Jahren aus der sterilen Sandwüste des Kreuzberges hervorgezaubert wurde. Die berliner Kommunalverwaltung hat wenige Leistungen aufzuweisen, die man dieser vergleichen darf. Es ist eine allerliebste Anlage. In zierlichen Windungen führt, unter schattigen Bäumen und durch sorgsam gepflegte, mit Blumen besetzte Rasenflächen, der Weg hinauf und in der Mitte rauscht ein Wasserfall, der in Meyers Konversation-Lexikon „großartig“ genannt wird und der auch auf minder hoch gestimmte Gemüther dekorativ wirkt. Wenn man bedenkt, daß dem Südwesten früher jede grüne Dase fehlte und daß es hier einst so kümmerlich ausah wie auf dem Tempelhofer Felde, muß man die Geschicklichkeit der kommunalen Gartenbaukünstler loben, denen dieses Wunderwerk im märkischen Büstenfande gelang. Oben, auf der Spitze des künstlich bewaldeten Berges, hat man eine sehr hübsche Aussicht auf die Stadt. Abends namentlich träumts sich da oben gut. Der Blick schweift ungehemmt bis zum Rathhaus, zum neuen Dom und zum alten Schloß, rechts taucht die Reichstagskuppel aus dem dämmernenden Duft, das Gewirr der Kirchtürme und Fabrikschornsteine regt zu still weit führender Betrachtung an und die süße Müdigkeit des Abendfriedens schmiegt sich weich um die Sinne, wenn mählich die Nachtschatten einen Theil der Riesenstadt nach dem anderen in Finsterniß hüllen und endlich nur noch der Glanz flimmernder Lichter aus dem Nebelmeer ein Lebenszeichen auf die Höhe winkt.

Heute sah es in der Großbeerenstraße ganz anders aus als sonst an Sommerabenden. Auch sonst ist da ziemlich geräuschvoll; Nachbarn unterhalten sich von Fenster zu Fenster, vor den Kellerthüren hocken schwazende Gruppen, Schulmädchen gröheln den Jungfernkranz oder die Gigerlkönigin und Schuljungen vergnügen sich mit Knallerbsen und Taschepistolen. Heute aber herrschte eine nie erschaute Bewegung. In ganzen Massen wälzten die Menschen sich heran: Arbeiter, Kleinbürger, Badenhüter mit ihrer Tranten, da und dort auch ein reicher gekleidetes Paar aus der Oberschicht. Von der Teltowerstraße an war es kaum mehr möglich, vorwärts zu kommen; der Straßendamm war von Menschenmauern gesperrt und die Kirschenkärner hatten Mühe, in drangvoll fürchterlicher Enge ihren Platz zu behaupten. Als wir uns unter Qualen bis zur Kreuzbergstraße durchgequetscht hatten, sahen wir ungefähr zwanzig berittene Schulleute von links herantraben; die Zahl der unberittenen Ordnungswächter ließ

sich nicht übersehen. Wenn der Kreuzberg von wilden Empörerschaaren mit Barricaden umsäumt worden wäre, hätte man kein größeres Polizeiaufgebot gebraucht. Die Schutzleute ordneten sich nach dem Kommando zu Ketten; ab und zu sprengte ein höher Chargirter herbei und herrschte den Untergebenen vom hohen Roß Befehl zu; die Straßenübergänge wurden nach allen Seiten abgesperrt und wir merkten bald, daß es nur auf weiten Umwegen möglich sein würde, den Victoria-Park zu erreichen. Freund Arthur wurde unmuthig; in seinem Sozialistenherzen, das sonst recht sanft gegen das Jockeyclubhemd klopft, erwachte die alte Wuth gegen alles Polizeiliche. Er entschloß sich, die Ursache des Gedränges von einem jungen, blassen Menschen mit blonden Ringellocken zu erfragen, der neben uns stand, ein rothes Halstuch um den hageren Hals geschlungen trug und es sehr spaßhaft fand, seinem vor ihm stehenden Mädchen den Cigarettenrauch in die Ohren zu blasen. Der Angeredete sah ihn stumm an, musterte des Fragers verblichene Sammetjacke, den grünen Schlips und den hellgelblichen Leibgurt, blickte den Rauch zur Abwechslung durch die eigene Nase und sagte dann: „Wissen Sie's nicht, daß heute Illumination ist?“ Nun erst fiel uns ein, daß wir irgendwo gelesen hatten, der Kreuzbergwasserfall werde seit dem ersten Juli an jedem Mittwoch und Sonnabend mit buntem Licht bestrahlt. Deshalb also die Menge — mindestens zwanzigtausend Menschen drängten sich in den Straßen —, deshalb die Absperrung und die erschreckende Fülle der Ordnungswächter, ohne die es, wie man beinahe glauben muß, bei berlinischen Volksvergünstigungen nun einmal nicht geht. Und jetzt begann das Spektakel: rothe, grüne und blaßbläuliche Strahlen in buntem Wechsel, die den Wasserfall aus dem Dunkel lösten und ringsum das helle Entzücken der staunenden Menge erregten. Dem verwöhnten Geschmack schuf der Anblick ein Grausen; es war, als sähe man in einem Vorstadttheater, wo der armselige Leinwandplunder der Decorationen vor den Altshäusern mit Bengallicht aufgefrischt wird. Dieses Schauspiel nun gar in der lebendigen Natur erleben zu müssen, ist hart. Aber der berliner Magistrat, der diesen Farbenzauber erfunden hat, kennt seine Leute: die Männer starren selig in das bunte Licht, die Weiber freischen, wenn die Farbe wechselt, vor Wonne und ein kleiner Knabe ruft vom Rücken des Vaters herab der geblendeten Waschfrau zu: „Au, Mutter, seh mal: wie zu Sedan bei Herzog!“

... Schweigend schreiten wir heimwärts. Der rothe Freund durchbricht endlich die Stille. „Wie arm, wie jämmerlich elend muß das Leben dieser Leute sein, daß sie zu Zehntausenden nach schwerer Tagesarbeit aus ihren Höhlen kriechen, um dieses elke Schauspiel zu sehen! Nur ein Elend, in das nie ein bunter Schein fällt, dem nie auch nur die bescheidenste Freude lacht, kann diese Erscheinung erklären. Warum öffnet man ihnen, die am Tage zur höheren Ehre der Bourgeoisie ausgebeutet werden, nicht abends wenigstens die Museen, die Schlossgärten und Schauspielhäuser? Warum speißt man sie mit einem Budenwunder ab, das kaum auf Messen mehr die zahlungsfähigen Zuschauer

losten würde? Wie lange soll ein Gesellschaftszustand noch dauern, der die überwiegende Mehrheit des Volkes von allen Kulturgenüssen, allen Bildungsmöglichkeiten ausschließt? Sollen wir immer bei der Sozialpolitik der Gladiatorenkämpfe, Stiergefechte, Paraden und beleuchteten Wasserfälle stehen bleiben?“

„Lieber Freund, ich bin furchtbar müde und eigentlich gar nicht gestimmt, die verschiedenen Fundamente unserer Weltanschauung heute noch aufzugraben. Ich glaube auch, daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, hier wieder nur das Elend des Proletariates sehen, während es sich bei Alledem doch, wie mir scheint, um einen geistigen Nothstand handelt, von dem die Bourgeoisie durchaus nicht frei ist. Geh'n Sie in den Wintergarten, ins Apollo-Theater oder in ähnliche Pflanzstätten bourgeoisen Kunstkultur. Was erblicken Sie da? Was zieht die Genussucher am Sichersten herbei? Bogende Hunde, auf zwei Pfoten nach Menschenart marschirende Schweine, auf dem Kopf stehende Ratten, blutjunge, jägersertlich magere Mädchen, deren geile Gemeinheit von alten Affen nicht zu überbieten ist. Und in den Theatern? Weiber, die mit fetten Hüften Männerrollen spielen, und Männer, die in Frauenkleidern nedisch umherspaziren. Das Unnatürliche, Widernatürliche, Perverse macht hentzutage überall Glück. Soll ich, um es zu beweisen, Sie erst in die Thiergartenvillen führen und Ihnen die unsinnige Einrichtung der Progenpaläste zeigen, wo, in geschmizten Dogenfesseln mit Löwenköpfen, von mittelalterlichem Wappensprunk umgeben, hinter Bugenscheiben feiste Bankdirektoren die Pläne zu neuen Emissionen bebrüten? Sie kennen diese Welt besser als ich. Und doch wundern Sie sich, wenn das Schauspiel, von dem wir eben schieden, der Menge gefällt? Ein Wasserfall, ein Cementfeld oder ein Rasenplatz, der anders aussieht, als er in der Wirklichkeit unserer nordischen Natur je aussehen könnte: Das genügt zum Entzücken. Und Schugleute müssen daneben stehen, damit Jeder sich sicher behütet fühlt und in ungefährdeter Ruhe über die Freiheit des mündigen Bürgers reden kann. . . Sie sprachen vorhin von Sozialpolitik. Auch ich mußte da draußen unwillkürlich an Politik denken, aber an die große, internationale, deren Lärm die Zeitungen füllt. Wird da, seit der Viktoria-Park besteht, im deutschen Norden denn etwa anders gewirthschaftet? Heute rothes, morgen grünes, übermorgen blaues Licht, — immer wie zu Sedan bei Herzog', immer festtäglich banal und im ungebildeten Massengeschmack. Nachdem wir die Herren Adolph Ernst und Wertheim erlebt und die illuminirte Politik der letzten Jahre erlitten hatten, mußte endlich das bunte Symbol solcher Zustände von der Höhe des Kreuzberges auf die Hauptstadt des Deutschen Reiches herniederdornern. Ich freue mich, daß wir jetzt das Viktoria-Park-Theater haben. Eine künstliche Gartenanlage, ein künstlicher Wasserfall, der über künstliche Felsen plätschert, das Ganze in künstlich erzeugte bunte Lichtfluthen getaucht: die Menge merkt's wohl nicht, man macht ihr auch was vor. Schelten Sie mir dieses Schauspiel nicht und sagen Sie nie wieder, daß der berliner Magistrat und die löbliche Stadtverordnetenversammlung die Zeichen der Zeit nicht versteht.“